

# **DER LANDSER GROSSBAND**

Österreich S 24,-  
Schweiz sfr 3,-

Italien L 2300,- Spanien Plus 190,-  
Niederlande flr 2,75

**3,- DM**

Erlebnisberichte zur  
Geschichte des  
Zweiten Weltkrieges

**849**

**NEUAUFLAGE**

MIT MAGAZIN UND DOKUMENTARISCHER BILDBEILAGE

**A. Gütte:**

## **Im Rücken des Gegners**

„Brandenburger“-Einsätze zu Beginn des II. Weltkrieges



# **DER LANDSER GROSSBAND**

## **849 - Im Rücken des Gegners, von A. Gütte**

**Erste Einsätze der „Brandenburger“ in den Jahren 1940/41**

„Brandenburger!“ Sie tauchten an allen Fronten des II. Weltkrieges auf, und ihre risikoreichen Aktionen erlangten schließlich eine ebenso legendäre Bedeutung wie der Name ihres obersten Chefs, des Abwehradmirals Canaris. Die meisten von ihnen waren Auslandsdeutsche, die Sprache des jeweiligen Gegners perfekt beherrschend und gegebenenfalls auch in dessen Uniform Aufgaben durchführend, die jedesmal von vornherein mit sogenannten Himmelfahrtskommandos verglichen werden konnten. Ihr Einsatz vollzog sich an einer unsichtbaren Front, zuweilen sogar inmitten feindlicher Truppen verbände, und jeder von ihnen wußte, was ihn im Falle eines Mißlingens ihres Auftrages erwartete. Einen Einblick in die besondere Kampfesart jener „Brandenburger“, die schon vor Beginn des Krieges im Westen und 1941 auf dem Balkan die Weichen zum Erfolg für die nachfolgenden Heeresverbände stellten, vermittelt der vorliegende persönliche Erlebnisbericht.

**Die Redaktion**

## Der historische Rahmen

Der Krieg vom Mai/Juni 1940 im Westen - am 25. Juni 1940 nach der französischen Kapitulation zu Ende gegangen - zeitigte in den Balkanländern, von denen einige zur französischen Einflusssphäre gehört hatten, sofortige Auswirkungen. Durch diplomatische Nötigungen wurden diese Länder nun unter deutschen Einfluß gebracht, zum Teil in den Dreierpakt - die „Achse Berlin-Rom-Tokio“ - gezwungen, den Hitlers 3. Reich, Italien und Japan am 27. September 1940 abgeschlossen hatten.

In der zweiten Hälfte des Jahres 1940 wurden die Balkanstaaten ein Zentrum gegensätzlicher Interessen Deutschlands, Italiens, der Sowjetunion und Großbritanniens. Schon vor jener Zeit hatte das deutsche NS-Regime versichert, daß auf dem Balkan keine Gebietsansprüche bestanden. Die dortigen Länder lieferten damals Lebensmittel, vor allen Dingen aber das kriegswichtige Erdöl. Es lag also im deutschen Interesse, den Frieden zu erhalten, was aber letzten Endes wegen besonderer politischer Umstände dann doch nicht gelang. Diese Absicht wäre um so wichtiger gewesen, als die Invasion der britischen Inseln, die Wegnahme Gibraltars, die Besetzung Ägyptens und des Suezkanals sowie der Angriff auf die Sowjetunion bereits im Expansionsprogramm der damaligen Machthaber einkalkuliert waren.

Die Ereignisse um den Schutz der Erdölfelder in Rumänien vor der Besetzung der Balkanländer durch Wehrmachtsverbände sind - neben anderen Aktionen der „Brandenburger“ - Gegenstand des vorliegenden Berichts, in dem hauptsächlich von ersten Einsätzen dieser Geheimtruppe des Abwehradmirals Canaris die Rede ist.

\*

9. April 1940.

Über Stade, einem Städtchen westlich von Hamburg, lag noch die Dunkelheit. Sie hüllte die stille Stadt mit den verlassen Straßen ein, in denen kein Lichtschimmer zu sehen war. Es herrschte totale Verdunkelung.

Draußen auf dem Fliegerhorst der Luftwaffe summt es wie in einem Bienenkorb. In den Unterkunftsgebäuden und Baracken war eine hektische Aktivität zu spüren. Die Fallschirmjäger der 3. Kompanie des Fallschirmjäger-Regiments I machten sich fertig zum Einsatz.

Auf dem Flugfeld ließen die Warte die Motoren der Transportflugzeuge warmlaufen. Die 12 Maschinen gehörten zur 7. Staffel des Kampfgeschwaders z.b.V. 1 (z.b.V. = zur besonderen Verwendung. Zu dieser Zeit wurden die Transportgeschwader noch Kampfgeschwader z.b.V. genannt).

„Auf geht's, Leute - wir sind an der Reihe!“ Feldwebel Gehrmann scheuchte seinen Zug aus den Stuben.

Leise maulend stellten sich die Jäger im Mittelgang der Baracke auf. Die Gruppenführer begannen mit der Kontrolle, Gehrmann zählte ab. Befriedigt stellte er fest, daß der Zug vollzählig war. Er hatte es nicht anders erwartet. Nach wenigen Minuten meldeten die Gruppenführer die Bereitschaft der Gruppen.

„Rechts um, ohne Tritt marsch!“ Der Feldwebel setzte sich an die Spitze des Zuges, führte seine Leute durch die Dunkelheit zu einer kleinen Halle am Rand des Flugfeldes. Dort lagen die Fallschirme. Im abgedunkelten Licht einiger Lampen legten die Jäger die Gurte an.

Der Ernst der Stunde lahmte ihnen die Zunge. Waren vorher noch Scherzworte und dumme Sprüche zu hören gewesen, so machte sich nun eine beklemmende Stille bemerkbar. Jeder versuchte auf eine andere Art und Weise seine Angst zu verbergen. Einige zeigten ein eingefrorenes Lächeln, andere hatten einen betont forschenden Ausdruck im Gesicht.

Etwas später kam der Kompaniechef, Oberleutnant von Brandis. Er hielt eine kleine Ansprache, anschließend kletterten die Jäger in die Maschinen, nahmen auf den zeltstoffbespannten Sitzgestellen Platz. Soldaten der Horstkompanie luden die Waffenbehälter ein.

„Heute morgen sieht es nach Regen aus“, sagte Unteroffizier Klage, holte eine Dose Schoka-Cola aus der Tasche und begann zu kauen. So bekämpfte er seine Nervosität. Dabei fummelte er ständig am Gurtzeug herum.

Als letzter kletterte der Kompaniechef in die Maschine, die Luke wurde geschlossen. In der Tür zur Kabine der Flugzeugbesatzung erschien der Oberkörper des Beobachters, der den rechten Daumen nach oben streckte. Es ging los.

Die drei Motoren der Ju 52 heulten auf. Schwerfällig lief der Vogel an, rollte zum Anfang der Startbahn. Eine Minute später rumpelte die Maschine mit zunehmender Geschwindigkeit über die Piste, bekam Luft unter die Tragflächen, hob ab und donnerte seewärts.

Unter Führung des Staffelp kapitäns, Hauptmann Capito, flogen die Transporter über die Elbmündung weiter nach Norden. In zweihundert Meter Höhe brummt sie über die hochgehenden Wellen der Nordsee. Nur mühsam konnte sich der junge Tag bemerkbar machen.

In der Führungsmaschine hatte der Hauptmann das Gesicht an die Verglasung der Kanzel gepreßt. Durch die vorbeihuschenden Wolkenfetzen und Regenschwaden versuchte er die Nebenmaschine zu erkennen.

„Kurs halten“, erging der Befehl an alle Flugzeugführer. „Wir fliegen noch im Verband.“

Eine Orientierung nach Grundsicht war zu diesem Zeitpunkt nicht möglich. Die Sicht nach unten war gleich Null. Sie flogen in einer „Waschküche“, kein heller Fleck gab Anlaß, an eine Besserung zu glauben. Die Piloten waren sich ihrer Verantwortung bewußt und hofften, daß es über der norwegischen Küste aufklären würde.

Capito ließ auf tausend Meter steigen. Er wollte nicht im Tiefflug in die Flanken der Küstenberge geraten.

Schlagartig riß dann die Regenwand auf. Sonne ließ die Wellen der Nordsee silbern heraufglitzern. In Richtung Küste erstreckte sich blauer Himmel.

Der Staffelp kapitän blickte suchend in die Runde. Wo waren seine Maschinen? Nach und nach tauchten sie aus der dunklen Wand auf. Ein Flugzeug fehlte. Auf die Funkrufe erfolgte keine Antwort. Wie sich später herausstellte, hatte der Transporter die Verbindung verloren und war in Dänemark gelandet.

Das Durchfliegen der Schlechtwetterzone hatte zu lange gedauert - der Zeitplan war schon überschritten. Der Verband drückte hinunter bis auf fünfzig Meter, brummte in dieser Höhe über dem Wasserspiegel weiter nach Norden, was das Risiko einer vorzeitigen Entdeckung bedeutend verringerte.

Auf der Höhe von Stavanger gingen die Maschinen in eine Rechtskurve und flogen auf die Küste zu. „Fertigmachen zum Sprung!“

In den Maschinen standen die Jäger auf, stellten sich in Reihe hintereinander, klinkten die Karabinerhaken der Reißleinen in das durch den Rumpf verlaufende Drahtseil. Der Absetzer und sein Helfer öffneten die Seitenklappe. Jetzt gab es kein Zurück mehr.

Die Piloten drückten die Maschinen auf etwa zwanzig Meter Höhe. Donnernd schwebten sie hintereinander durch ein Tal, folgten dessen Verlauf. Ein Bergkamm tauchte auf, lag quer zur Flugrichtung und mußte überflogen werden.

Endlich lag Stavanger-Sola, der Flugplatz von Stavanger, vor den Maschinen. Das Ziel war erreicht.

„Alle Maschinen auf Absprunghöhe einhundertzwanzig Meter gehen“, quäkte die Stimme des Staffelp kapitäns aus den Kopfhörern.

Die Fallschirmjäger standen bereit zum Sprung, warteten auf das Hupensignal. Der Absetzer stand neben der geöffneten Luke. Der erste Springer in der Reihe war Oberleutnant von Brandis.

Eine Fliegerabwehrkanone begann zu feuern, doch die Sprengwolken der explodierenden Granaten lagen glücklicherweise ziemlich weitab. Verständlich, daß es den norwegischen Kanonieren an Erfahrung fehlte. Die Überraschung und das damit verbundene Durcheinander trugen sicherlich auch nicht dazu bei, ihre Zielsicherheit zu erhöhen.

Hauptmann Capito atmete erleichtert auf, als er die Unsicherheit der gegnerischen Abwehr erkannte. Er konnte nur hoffen, mit möglichst geringen Verlusten davonzukommen. Mit diesen schwerfälligen Vögeln in einer Höhe von 120 Metern durch eine feindliche Abwehr zu fliegen, war bestimmt keine Lebensversicherung.

Als das Hupensignal ertönte, gab der Absetzer die Luke frei, schlug dem Oberleutnant mit der flachen Hand auf die Schulter zum Zeichen dafür, daß er springen könne.

Der Kompaniechef atmete noch einmal tief ein und hechtete aus der Maschine. In dichter Folge sprangen die Jäger hinterher. Es dauerte nur wenige Sekunden, und die Männer waren draußen. Wie eine Perlenschnur schwebten die 120 Schirme der Erde entgegen.

Maschinengewehrfeuer schlug den in der Luft pendelnden Jägern entgegen, dem sie ziemlich hilf- und schutzlos ausgeliefert waren, auch wenn sie ihre Handwaffen bei sich trugen.

Gehrmann sollte als letzter springen, aber irgend etwas war mit der Reißleine nicht in Ordnung. Der Absetzer hatte den Fehler rechtzeitig bemerkt und den Feldwebel zurückgehalten.

„Was ist denn los?“ schrie Gehrmann. Wie auf einem Bild, eingerahmt von den Umrissen der Luke, sah er die geöffneten Fallschirme der Kameraden in der Luft hängen.

Der Mann gab keine Antwort. Er fummelte an Reißleine und Karabinerhaken herum, hatte endlich die Leine in Ordnung gebracht.

„Los, raus. Schnell!“

Der Feldwebel sprang. Die Luft schlug wie mit einer Keule in sein Gesicht. Der freie Fall schien eine Ewigkeit zu dauern, die Eingeweide wurden gegen das Zwerchfell gepreßt, der Himmel drehte sich. Dazu kam die schreckliche Angst, daß der Fallschirm nicht funktionieren könnte.

Endlich verspürte Gehrman den befreienden, harten Ruck in den Gurten. Sein Körper wurde in die senkrechte Lage gerissen. Der Fallschirm hatte sich geöffnet. Erleichtert atmete der Feldwebel auf.

Gehrman bemerkte, daß er abgetrieben wurde. Er zerrte an den Leinen, versuchte den Abtrieb zu bremsen - vergebens. Weit entfernt sah er die Fallschirme der bereits gelandeten Kameraden auf der Erde liegen. Durch die Verzögerung beim Sprung und eine aufgekommene Brise, war er von seinen Männern getrennt worden.

Er kam hart auf dem steinigen Boden auf. Dabei verstauchte er sich den rechten Fuß. Trotzdem konnte er sich schnell von Fallschirm und Gurtzeug lösen.

Eine Maschinengewehrgarbe prasselte in den felsigen Boden. Dreck flog dem Feldwebel ins Gesicht. Er rollte sich zur Seite, fand in einer kleinen Erdmulde Deckung und zog die Pistole aus dem Futteral. Es war die einzige Waffe, die er bei sich trug. Die schweren Waffen aus den abgeworfenen Behältern waren für ihn unerreichbar.

Unteroffizier Klage hatte das Mißgeschick des Zugführers mitbekommen. Als dienstältester Unteroffizier des Zuges war er gleichzeitig dessen Stellvertreter.

„Obergefreiter Erler übernimmt meine Gruppe“, ordnete Klage an. „Ich übernehme den Zug“, rief er seinen Jägern zu. „Sammeln!“

Von Mund zu Mund wurde der Befehl weitergegeben. Aus sicherer Deckung beobachtete Klage, wie die Führer des Zuges mit ihren Gruppen näher kamen und in seiner Umgebung in Deckung gingen.

Bis zu diesem Zeitpunkt waren die meisten Jäger lediglich leicht bewaffnet gewesen. Nur ein paar Handgranaten hatten sie in den Taschen des „Knochensacks“, der Sprungkombination. Es war ihnen noch nicht gelungen, an die Waffenbehälter heranzukommen. Feindliche Maschinengewehre, einige davon in drei Bunkern eingebaut, bestrichen das Gelände, um die Bewegungen der Angreifer zu unterbinden. Das besondere Augenmerk der Verteidiger galt den Waffenbehältern. Jeder Vorstoß in diese Richtung wurde mit einem Feuerhagel beantwortet.

In einer Entfernung von etwa einhundert Metern sah Klage den Kompaniechef, Oberleutnant von Brandis, der gebückt in Deckung lief. Einige größere Felsbrocken am Rand des Flugfeldes gaben Schutz und Sicherheit. Mit lauter Stimme rief der Chef seine Männer zu sich.

In das Hämmern der Maschinengewehre dröhnte plötzlich der Lärm von Flugzeugmotoren. Zwei Me 110 der 3. Staffel des Zerstörergeschwaders 76 hatten sich durch die Schlechtwetterfront über der Nordsee durchgekämpft und brachten willkommene Unterstützung. Zwei der Maschinen waren auf dem Anflug verlorengegangen. Der Rest der Staffel hatte sich verfranz (verirrt) und war umgekehrt.

Mit hämmernden Bordwaffen stürzten sich die deutschen Zerstörer auf die feuernden Maschinengewehr- und Flakstellungen. Unter dem Geschoßhagel mußte die feindliche Abwehr von den Fallschirmjägern lassen und die Flugzeuge abwehren. Das gab etwas Luft für die Männer. „Waffenbehälter bergen!“ befahl der Oberleutnant. Die Jäger glitten aus den Deckungen, holten die Behälter und schleiften sie über die Erde zu ihren Deckungen. In höchster Eile wurden die Verschlüsse aufgerissen, Waffen und Munition ausgegeben. „Schnell, schnell, und gleich wieder in Stellung!“

Feldwebel Gehrman lag hinter einem Felsen, der hervorragenden Schutz bot. Von Zeit zu Zeit schickte ein feindliches Maschinengewehr eine Garbe herüber, die aber praktisch einer Munitionsverschwendung gleichkam.

Die Entfernung zu seinen Kameraden betrug etwa einen halben Kilometer. Gehrmanns Pistole lag griffbereit vor ihm. Mit äußerster Vorsicht blickte er um sich, sondierte seine Situation. Der rechte Fuß begann zu schmerzen. Er versuchte, ihn in eine bessere Lage zu bringen.

Ein Melder warf sich neben Klage auf den Boden. Der Kompaniechef hatte ihn mit dem Befehl losgeschickt, einen Stoßtrupp zu bilden und Feldwebel Gehrman aus seiner mißlichen Lage zu befreien.

Unteroffizier Klage stellte einen Stoßtrupp zusammen und machte sich auf den Weg. Seine Männer gaben Feuerschutz, nahmen die erkannten Stellungen des Feindes unter Feuer.

Die ersten paar Meter ging alles gut, dann kam der Trupp zu einem Geländeabschnitt, der auf einer Breite von etwa fünfzig Metern vom Gegner bestrichen werden konnte.

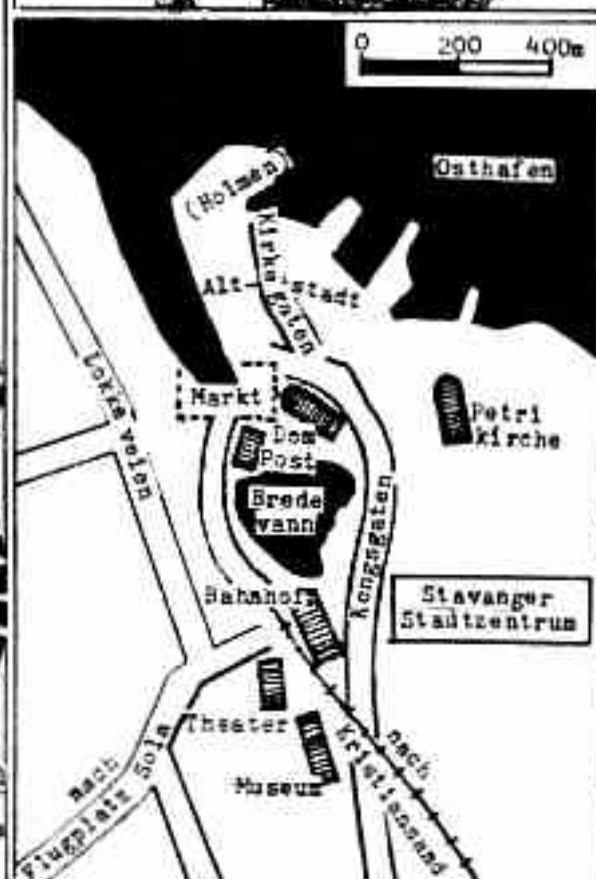
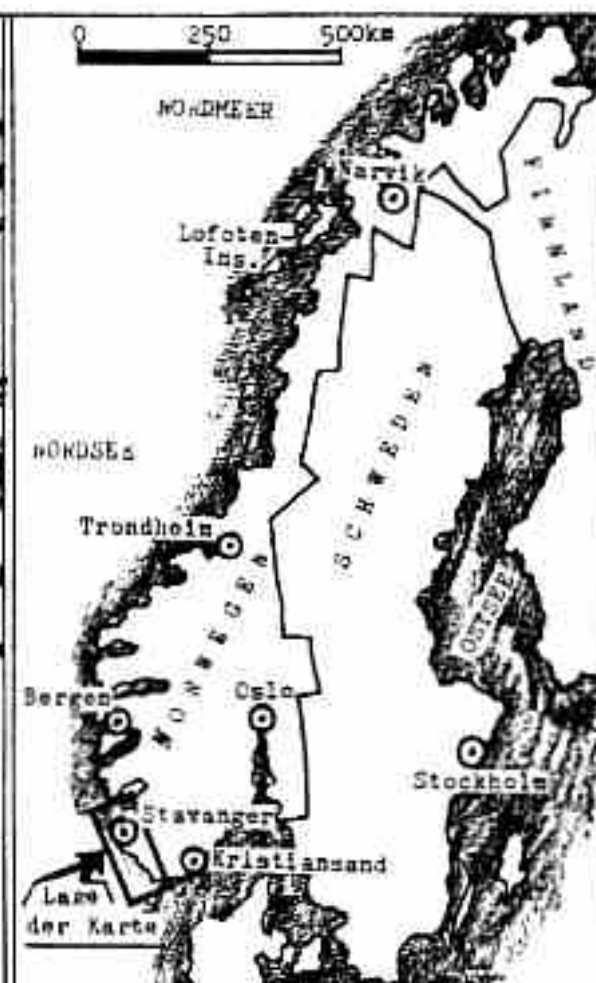
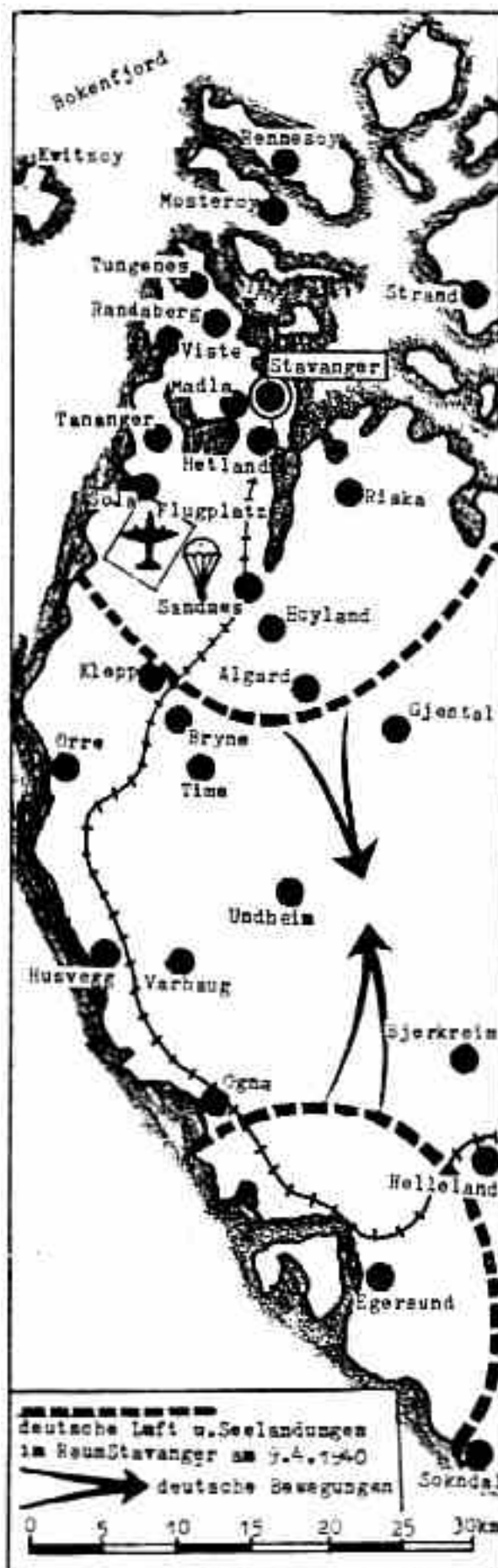
„Verdammt“, quetschte der Unteroffizier durch die Zähne, „das ist wie auf einem Präsentierteller!“ Besorgt blickte er seine Männer an. Wie war das zu schaffen, ohne Verluste zu erleiden? Richtig, die zwei Zerstörer krebsten ja noch in der Gegend herum. Sie mußten jetzt helfen.

Klage zog die Signalpistole und schob eine Patrone „Mehrstern-Rot“ in das Rohr der Waffe. Das war das festgelegte Zeichen für „Wir brauchen Hilfe“.

Als die Zerstörer anflogen, schoß der Unteroffizier in die Richtung, aus der das Feindfeuer kam. Sein Signal wurde erkannt und richtig gedeutet. Beide Maschinen kurvten auf die betreffenden Feindstellungen ein und attackierten den Gegner mit Bordwaffenfeuer. „Mir nach - Sprung auf!“

Mit gewaltigen Sätzen sprang Klage los. Im Zickzacklauf rannte er gebückt über den vom Feind bestrichenen Geländestreifen. Keuchend folgten die Männer des Trupps.

Mit einem Hechtsprung tauchte er auf der anderen Seite in Deckung, rang nach Atem.



Weiter ging es. Ein tiefer Graben zwang die Fallschirmjäger zu einem Umweg. Ober ihre Köpfe hinweg zwischerten die Geschoßgarben des Gegners, ohne die Männer allerdings zu gefährden.

Auf ein Handzeichen des Stoßtruppführers sprangen die Jäger Heinke und Zillke weiter und landeten genau vor zwei am Boden liegenden Norwegern, die hier Posten bezogen hatten. Die Überraschung war auf beiden Seiten gleichgroß.

Heinke hatte sich als erster wieder gefangen. Er brüllte den verdatterten Männern zu, sich zu ergeben. Die waren so erschrocken, daß sie an keine Gegenwehr mehr dachten.

Im nächsten Augenblick kam Unteroffizier Klage angerannt, der Heinkes Geschrei gehört hatte, aber nicht sehen konnte, was los war. Schnell wurden die Norweger durchsucht. Zillke ließ sie nicht aus den Augen.

Nach diesem Zwischenfall versuchte Klage, Rufkontakt mit Gehrman aufzunehmen. Er formte seine Hände zu einem Trichter und rief: „Können Sie mich hören, Feldwebel?“

Gehrman, der jetzt nur noch etwa 80 Meter entfernt war, antwortete: „Bleibt, wo ihr seid. Ich werde versuchen, euch zu erreichen.“

Der Feldwebel hatte diesen Entschluß gefaßt, um die Männer nicht unnötig zu gefährden. Der verstauchte Fuß war zwar ziemlich hinderlich, aber irgendwie würde er es schon schaffen, Anschluß zu finden.

Flach gegen die Erde gepreßt, robbte er von Deckung zu Deckung. Ein feindliches Maschinengewehr versuchte ständig, ihn in seinen Bewegungen zu hindern. Trotzdem erreichte Gehrman den Stoßtrupp, ohne getroffen zu werden.

„Gut, daß Sie da sind, Feldwebel!“ sagte Klage erleichtert.

Der Rückweg der Fallschirmjäger gestaltete sich schwierig. Inzwischen war Gehrman's Fuß derart angeschwollen und schmerzte so heftig, daß er nicht mehr in der Lage war, sich allein fortzubewegen. Einer der Männer mußte ihm dabei behilflich sein, und oft entging der Trupp nur mit sehr viel Glück den gegnerischen Geschossen.

Die angreifenden Züge gerieten in schweres Abwehrfeuer, kamen nur in kurzen Sprüngen voran. Gezieltes Maschinengewehrfeuer erfaßte die Jäger, die kaum noch vom Boden wegakamen. Der Gegner aber lag in gut ausgebauten Stellungen.

Am Hang, links neben Klage, verstärkten sich das Geschrei und der Kampflärm. Wie es aussah, wollten die Gruppen des 3. Zuges in die Feindstellungen einbrechen. Rasendes Abwehrfeuer schlug den Jägern entgegen, nagelte sie erneut an die Erde.

Noch einmal griffen die Zerstörer in den Kampf ein, drehten dann aber plötzlich ab und kurvten zur Landung ein. Offensichtlich hatten sie keinen Tropfen Sprit mehr in den Tanks.

Oberleutnant von Brandis schoß ein Leuchtsignal. Der Angriff wurde fortgesetzt.

Von Deckung zu Deckung springend, gewannen die Jäger langsam Boden. Das erste Drahthindernis tauchte auf, dahinter ein Graben, in dem ein halbes Dutzend Norweger stand und auf die Angreifer schoß.

Heinke wurde im Sprung von einer Geschoßgarbe gestoppt, herumgeworfen und fiel tot zu Boden.

„Maschinengewehre Feuerschutz übernehmen! Weber und Albert durchschneiden das Hindernis!“

Die beiden Jäger legten ihre Waffen ab, lösten die Drahtscheren vom Koppel und robbten los. Unter den Geschoßbahnen der Feuerschutz gebenden Maschinenwaffen schoben sie sich an das Hindernis heran und zwickten die Drähte durch. Danach kehrten sie zu den wartenden Kameraden zurück.

„Fertigmachen zum Handgranatenwurf!“

Klage ließ ein paar Sekunden verstreichen, damit seine Leute Granaten zum Einsatz präparieren konnten. Dann kam sein Kommando:

„Wurf - ab!“

Ein Hagel von Wurfkörpern ging auf den Gegner nieder. Dampfe Explosionen ließen die Luft erzittern, Rauch und Feuerschein quollen aus dem Graben.

„Auf - Einbruch!“

Die Jäger rannten durch die Gasse im Drahtverhau auf den Graben zu und verschwanden in der wirbelnden Rauchwolke. Der Graben war leer. Der Gegner mußte ihn in letzter Sekunde verlassen haben.

Hustend hasteten die Angreifer weiter durch den stinkenden Qualm. Eine Bunkertür kam ins Blickfeld. Obergefreiter Erler preßte sich daneben an die Wand und schoß einige Male hinein. Alles blieb still - der Bunker war ebenfalls leer. Nur Waffen und Gerät lagen umher.

„Weiter!“ befahl Klage.

Der rechts und links lauter werdende Kampflärm ließ vermuten, daß die Jäger dort ebenfalls den Graben gestürmt hatten.

Plötzlich wurde das Vorgehen der Gruppe Erler von einem größeren Betonbunker gestoppt, dessen Tür verschlossen war. Etwa zwei Drittel der Befestigung lagen gut geschützt in einem Felsen, und nur



der vordere Teil war zu sehen. Aus zwei Schießscharten spuckte den Männern das Feuer schwerer Maschinengewehre entgegen.

„Werft Handgranaten in die Scharten!“

Unter jede Schießscharte stellte sich ein Jäger, ein zweiter kletterte auf die Schultern des anderen, um so die Scharten zu erreichen.

Zwei Handgranaten flogen hinein und lösten, noch ehe sie explodierten, entsetzte Schreie aus. Das Maschinengewehrfeuer riß abrupt ab. Dann erfolgten Explosionen.

Die Tür flog auf, etwa ein Dutzend Norweger taumelte ins Freie. Ihre Gesichter waren vom Schreck gezeichnet. Einige hielten die Hände auf die Ohren gepreßt. Im Bunker lagen ein Toter und drei Verwundete.

Der Kompaniechef tauchte auf. Erst jetzt bemerkten die Jäger des Zuges, daß der Lärm verstummt, der Kampf zu Ende war.

„Sammelt die Norskes und durchsucht sie“, sagte Oberleutnant von Brandis. „Sie scheinen nicht zur Stammbesatzung des Bunkers zu gehören. Die ist wahrscheinlich schon längst mit den flugklaren Maschinen abgehauen.“

Der Flugplatz Stavanger-Sola war in deutscher Hand. Einige Zeit später landeten bereits Transportmaschinen mit Infanteristen und Gebirgsjägern, zur Besetzung der Stadt und deren Umgebung bestimmt.

Feldwebel Gehrmann kehrte mit den transportfähigen Verwundeten in der ersten Maschine nach Stendal zurück. Dort wurde er schon nach drei Tagen von einem Hauptmann besucht, der ihn zu einer Meldung für einen Sondereinsatz überredete. Da der Feldwebel in der rumänischen Sprache gut bewandert und diese für den Einsatz wichtig war, wurde er zu einem gesuchten Objekt. Eine gewisse neugierige Erwartung trieb ihn dazu, in den Vorschlag des Hauptmannes einzuwilligen.

So begann die aufregendste Episode in Gehrmanns Leben.

\*

16. Oktober 1939.

„Jetzt müssen wir gleich da sein. Wird auch Zeit!“ Hauptmann von Hippel versuchte, die eingeschlafenen Beine zu strecken, doch die Vordersitze des Autos waren im Wege.

„Ich halte auch nicht viel vom Autofahren“, entgegnete Oberleutnant Johannes, der Adjutant des Hauptmanns, der neben von Hippel saß.

Der Hauptmann blickte durch das Seitenfenster auf die ersten Häuser der Stadt an der Havel.

Vor einer Stunde waren die beiden Offiziere vom Tirpitzufer in Berlin, dem Amtssitz von Admiral Canaris, aufgebrochen, um eine leerstehende Kaserne in Brandenburg zu übernehmen. Es war die Kaserne des Feldartillerieregiments Generalfeldzeugmeister Nr. 3, das zu Beginn des Feldzuges gegen Polen ausgerückt war.

Von Canaris, dem Chef der Abwehr, hatte Hauptmann von Hippel den Auftrag bekommen, hier die „Bau-Lehrkompanie z.b.V. 800“ aufzustellen. Das war eine Allerweltsbezeichnung, mit der niemand etwas anfangen konnte.

Der Hauptmann war in der ehemaligen deutschen Kolonie Ostafrika aufgewachsen und hatte im I. Weltkrieg in der Schutztruppe von Lettow-Vorbeck erste Eindrücke über den Kampf unter besonderen Bedingungen sammeln können. Er war so für die neue Aufgabe prädestiniert, zumal er große Erfahrungen im Einsatz hinter der Front des Feindes besaß.

„Aller Voraussicht nach wird diese Kaserne das Stammhaus unserer Einheit, und ich versichere Ihnen, das ‚Regiment Brandenburg‘ wird noch von sich reden machen!“

„Ein guter Name, Herr Hauptmann!“ sagte Oberleutnant Johannes mit Nachdruck, der damals noch nicht ahnen konnte, daß die „Brandenburger“ bei Freund und Feind zu einem Begriff werden sollten.

Einige Tage später traf die erste Kompanie für den neu aufzustellenden Verband ein. Sie bestand aus Volksdeutschen Kriegsfreiwilligen, die Leutnant Siegfried Grabert ausgesucht hatte und die aus dem „Industrieschutz Oberschlesien“ hervorgegangen waren.

Diese vor dem Krieg gegen Polen von der deutschen Abwehr gebildete Organisation hatte den Auftrag gehabt, bei Kriegsbeginn Industrie- und Verkehrsanlagen in Oberschlesien im Handstreich zu besetzen und vor Zerstörungen zu sichern.

Die Aufgabe war von Grabert und seinen Männern gelöst worden, und jetzt bildeten sie den Kader des neuen Verbandes, der etwas ganz Neues, noch nie Dagewesenes darstellte.

Der Einzug in die Kaserne vollzog sich fast unbemerkt von der Bevölkerung, denn Truppenbewegungen großen und kleineren Ausmaßes waren damals an der Tagesordnung, und die Uniform der Wehrmachtsangehörigen stellte einen Bestandteil des täglichen Lebens dar.

Mit der Kompanie kam auch Erwin Ziegler nach Brandenburg. Er war Volksdeutscher und stammte aus Klausenburg in Siebenbürgen. Jugend und Patriotismus hatten ihn dazu bewegen, sich freiwillig



zum Wehrdienst zu melden. Wegen seiner Sprachkenntnisse war er nun bei der neuen Einheit gelandet.

Mit seinem Freund Karl Burrer lag er zusammen auf einer Bude. Burrer war Reichsdeutscher, aber ein Sprachgenie. Er beherrschte die meisten Sprachen des Balkans und wurde deshalb von seinen Kameraden nur „Linguist“ genannt. Ziegler hatte den Spitznamen „Schwaba“. Unter dieser Bezeichnung waren die Volksdeutschen im Balkan bekannt.

„Was wird uns hier erwarten?“ sinnierte der „Linguist“, der die untere Etage des doppelstöckigen Bettes innehatte.

„Die meiste Zeit wird wohl für die Ausbildung draufgehen“, meinte Ziegler, der auf dem oberen Teil des Bettes saß, seine Beine nach unten baumeln ließ und eine Zigarette rauchte.

„Dampf wird es auf jeden Fall geben“, mischte sich Leo Majestorowitsch ein. Er stammte ebenfalls aus Rumänien. Wegen eines schlecht verheilten Nasenbeinbruchs wies seine Nase einen nicht zu übersehenden Höcker auf. Diese Verunstaltung hatte ihm den Spitznamen „Nase“ eingebracht.

Einen Tag später stellte Hauptmann von Hippel den eingeteilten Zugführer, Leutnant Halter, vor.

Die Tage der Männer waren randvoll ausgefüllt. Neben einer gewissen infanteristischen Grundinstruktion nahm die Einzelkämpferausbildung breiten Raum ein. Hierbei ließ Hauptmann von Hippel seiner Fantasie freien Lauf. Dazu gab es Unterricht in Sprachkunde, Verkleidung und Tarnung, Herstellen von Brandmitteln und Sprengsätzen, Durchführung von Sabotageakten sowie Kampfführung hinter den feindlichen Linien. Es blieb nicht viel Freizeit. Diese wurde meist dazu verwendet, um richtig auszuschlafen und neue Kräfte zu sammeln.

Ständig trafen neue Freiwillige ein, meist Soldaten, die eine oder mehrere Fremdsprachen beherrschten. Obwohl die Werbung nur durch Flüsterpropaganda erfolgte, meldeten sich mehr Soldaten, als zu diesem Zeitpunkt angenommen werden konnten. Es fehlte an Unterbringungsmöglichkeiten und Ausbildungspersonal. Zum Jahreswechsel 1939/40 war die Einheit zum Bataillon angewachsen.

Die Personallage war so gut, daß nur noch ausgesuchte, den Anforderungen entsprechende Soldaten angenommen wurden. Einige Offiziere nahmen die Auswahl direkt bei den Einheiten der Freiwilligen vor. Diese Auswahl bestimmte den Geist und die Moral der Truppe.

An einem Abend, Ende März 1940, saß der inzwischen zum Oberleutnant beförderte Halter mit seinem Freund Grabert im Kasino und trank eine Flasche Wein. Beide ahnten, daß nun bald ein scharfer Einsatz ins Haus stehen würde. Gerüchte besagten nämlich, daß es Krieg gegen Frankreich geben würde.

„Ich habe vom Hauptmann die Genehmigung für einen Übungseinsatz bekommen“, sagte Halter. Er hatte sich vorgebeugt und sprach sehr leise. Diese Mitteilung war schließlich nicht für fremde Ohren bestimmt.

„Na, das ist wenigstens etwas. - Geheim?“

„Sicher! Lasse nur nichts verlauten, sonst ist meine Überraschung dahin. Wir machen einen Tarneinsatz in Zivil gegen den Fliegerhorst von Salzwedel. Da liegen eine Transportgruppe und ein Fliegerausbildungsregiment. Nochmals, kein Wort davon!“

„Ehrenwort! - Was mich interessiert: Haben deine Soldaten überhaupt schon eine Ahnung, was ein Tarneinsatz für sie bedeutet?“

„Du meinst das mit dem Völkerrecht, der Genfer Konvention und was es sonst noch alles gibt?“

„Die Genfer Konvention geht uns weniger an. Sie behandelt hauptsächlich Fragen des Roten Kreuzes, der Verwundeten, Kranken, Flüchtlinge und Vertriebenen. Für uns ist die Haager Landkriegsordnung maßgebend. Ziemlich makaber, dem Krieg eine festgeschriebene Ordnung zu geben. Mord, Totschlag und Verstümmelung nach schriftlich festgelegten und unterschriebenen Grundsätzen.“

Grabert machte eine Pause, trank einen Schluck Wein.

„Ob Genfer Konvention oder Haager Landkriegsordnung, das ist doch alles gleich. Wenn wir in einer anderen Uniform erwischt werden, hilft uns niemand. Wir sind dran, und das wissen meine Männer.“

„Obwohl das nicht richtig ist. Es heißt doch, der Mißbrauch der Uniform ist verboten! Wer sich aber für den Kampf in die Uniform des Gegners kleidet, mißbraucht eben die Uniform, das ist klar. Das gleiche trifft zu, wenn Zivil getragen wird. In der Landkriegsordnung steht aber nichts von Bestrafung für diesen Mißbrauch. Es heißt da nur, wer das tut, hat die Rechte verwirkt, die einem anerkannten Kombattanten zugesichert werden. Und da erhebt sich die Frage: Hat ein Kombattant überhaupt Rechte?“

„Alles ein bißchen kompliziert, nicht wahr?“ Halter grinste.

„Ist ja auch egal. Es macht sowieso jedes Land, was es will. Der Zweck heiligt auf jeden Fall die Mittel. Der Sieger nimmt sich sowieso die Freiheit zu bestimmen, was Recht ist. Wehe dem Besiegten, er ist immer schuldig!“

Oberleutnant Halter verließ mit seinem Zug die Kaserne und nahm auf dem Gut Quentz Quartier, auf dessen Gelände die Ausbildung für besondere Vorhaben praktiziert wurde. Dort wurde der bevorstehende Übungseinsatz in allen Einzelheiten geübt.

In mühevoller Kleinarbeit war ein Sandkastenmodell des Objekts aufgebaut worden, an dem jede Phase durchgesprochen wurde.

Die Männer wußten weder, daß ein tatsächlicher Einsatz vorbereitet wurde, noch kannten sie den Namen des Objekts. Sie waren der Ansicht, es handele sich um einen ganz normalen Ausbildungsabschnitt, und der Oberleutnant bestärkte sie noch in dieser Vermutung.

Dieser Glaube wurde vierzehn Tage später zerstört. Kurz nach Mitternacht warf Halter seinen Zug aus den Betten, ließ nur das Allernotwendigste einschließlich einer Tagesration Verpflegung einpacken. Dazu wurden Pistolen und Platzpatronen ausgegeben.

Schon eine halbe Stunde danach verließen zwei Lastwagen das Gut. Unter den zugeschnürten Planen saßen die Männer auf den Ladeflächen. Über ihren Uniformen trugen sie Arbeitsanzüge, wie sie bei Schlossern und Monteuren üblich waren. Auch jetzt wußten sie immer noch nicht, wohin es ging, was das alles bedeuten sollte.

Es ging in die Altmark hinein. Hinter Stendal wurden die menschenleeren Landstraßen benutzt. Durch halbvergessene Dörfer fuhren die Lkw zu den Hellbergen östlich von Klötze.

Es war immer noch stockdunkel, als Halter an einer einsamen Stelle stoppen ließ. Die Männer verließen die Wagen und bildeten einen Halbkreis um den Zugführer.

Die Lastautos wendeten und fuhren zurück. Schnell verschwanden die bleichen Lichtflecken der Tarnbeleuchtung in der Dunkelheit.

Halter ließ seine Taschenlampe aufleuchten, dunkelte den Lichtschein jedoch mit einer Hand ab.

„Jeder bekommt jetzt einen Kartenausschnitt aus dieser Gegend“, erklärte er, „und verschwindet im Anschluß an diese Befehlsausgabe im Gelände. Einzeln oder in Gruppen von nicht mehr als drei Mann schlagen sich alle Angehörigen des Zuges durch nach Deutsch-Pretzier, etwa sieben Kilometer südostwärts von Salzwedel. Treffpunkt ist der westliche Ortsausgang, Zeitpunkt 23 Uhr. Niemand darf sich erwischen lassen. Ihr habt keine Ausweise, darum meidet Personalkontrollen, denn die Streifen nehmen jeden Verdächtigen als mutmaßlichen Deserteur fest. Sollte trotz aller Vorsicht einem dieses Mißgeschick passieren, muß er die zuständige Dienststelle bitten, sich mit Oberleutnant Johannes in Brandenburg in Verbindung zu setzen. Nur der Name ist bekanntzugeben, jede weitere Auskunft ist verboten. Noch irgendwelche Fragen?“

Die Männer waren durch die plötzliche Entwicklung der Dinge so überrascht, daß es keinem in den Sinn kam, sich eingehender zu informieren. Ohne weiteren Zeitverlust schickte Halter seine Männer weg. Alle tauchten sofort im Gelände unter, orientierten sich und überlegten, was sich als beste Lösung anbot.

Burrer, Ziegler und Majestorowitsch waren zusammengeblieben. Sie schlugen die Richtung ein, in der in einiger Entfernung ein dunkler Schatten auszumachen war. Das mußte ein kleiner Wald oder eine Schonung sein. Dort wollten sie erst einmal beratschlagen.

Nach wenigen Minuten erreichten sie tatsächlich ein halbhohes Kiefernwäldchen, das vorzüglichen Schutz bot. Vorsichtig sammelten sie trockene Zweige, legten sie dicht nebeneinander auf den Boden und ließen sich darauf nieder. Dösend erwarteten sie das Tageslicht. -

Diese Übung war angesetzt worden, um die theoretischen Grundsätze des heimlichen Kampfes in die Praxis umzusetzen. Oberleutnant Halter hatte dabei auch Gelegenheit, die Selbständigkeit, Anpassungsgabe und das Improvisationstalent der Männer festzustellen, zu bewerten und besonders geeignete Leute für spätere Vorhaben vorzumerken. -

Frierend waren Burrer, Ziegler und Majestorowitsch am anderen Morgen aufgewacht, hatten die mitgeführte Ration gegessen und sich ein wenig die Füße vertreten. Sie waren froh, als endlich die Sonne herauskam und ihre steifen Glieder durchwärmte.

Bis zum Nachmittag blieben sie am gleichen Platz. Besprachen immer wieder die verschiedenen Möglichkeiten, sich an den Flugplatz heranzupirschen, obwohl die Ausführung des Unternehmens mehr oder weniger dem Zufall überlassen werden mußte.

Gegen 16 Uhr liefen die Männer los. Sie begegneten nur wenigen Menschen und erreichten in der beginnenden Dunkelheit den Ort Mahlsdorf. Während die drei „Brandenburger“ in der Dorfkneipe ein dünnes Bier tranken, wurde der Wirt, der ein glühender Patriot war, mißtrauisch. Er hielt die Männer wohl für Fremdarbeiter und alarmierte telefonisch den Dorfpolizisten.

Burrer, dem die forschenden Blicke des Mannes nicht entgangen waren, hielt es für ratsamer, sich schleunigst zu verdrücken. Sie ließen das Bier stehen und flüchteten durch den Hinterausgang.

Kurz nach 21 Uhr erreichten die drei Männer den Treffpunkt, der mit Oberleutnant Halter vereinbart worden war. Hier sammelte sich gegen 22 Uhr der Rest der Gruppe bis auf zwei, die, wie sich später herausstellen sollte, von Bauern festgehalten und der Polizei als Polen übergeben worden waren.

Burrer hatte dem Oberleutnant von der Panne im Wirtshaus berichtet. Daraufhin warnte Halter noch einmal nachdrücklich: „Denkt daran, daß vielleicht Suchkommandos unterwegs sind. Es ist ja möglich, daß der Polizist in Mahlsdorf Alarm ausgelöst hat. Weiter: Jeder kennt seine Aufgabe. Nach dem Einsatz treffen wir uns am Schießstand in Ritze wieder. Dort übernehme ich dann die Führung. Und jetzt los!“

Es waren tatsächlich Suchkommandos unterwegs. Aufgrund der Meldung des Gendarms waren die Fahnenjunkerkompanie und die 4. Kompanie des Fliegerausbildungs-Regiments alarmiert worden. Beide Einheiten hatten den Fliegerhorst um 21.30 Uhr verlassen, waren ausgeschwärmt und nach Süden fächerförmig gegen Mahlsdorf vorgegangen. Zu diesem Zeitpunkt hatten aber die Trupps der „Brandenburger“ das Gebiet bereits verlassen.

Von Pretzier bis zum Flugplatz waren es nur zwei Kilometer, die ohne Schwierigkeiten überwunden wurden, nur die letzten Meter stellten die Männer vor Probleme. Der Platz war in Abständen von etwa 500 Metern durch Posten gesichert, zwischen denen die einzelnen Trupps ungesehen hindurch schlüpfen mußten. Hinzu kam, daß diese Zone kaum bewachsen war und Deckungen gänzlich fehlten.

Minutenlang lag die Gruppe Burrer auf den Boden gepreßt und beobachtete die Posten, die vor dem Hangar patrouillierten. Beide schritten ihre Strecke in bestimmtem Rhythmus ab, trafen sich in der Mitte des Weges und gingen wieder zurück.

Diesen Zeitpunkt warteten die Männer ab, robbten dann einzeln und in Abständen auf den Zaun zu, vergewisserten sich, wo die Posten standen, und dann öffnete Ziegler fachgerecht den Zaun.

Ein Geräusch ließ eine der Wachen in die Richtung blicken, in der die „Brandenburger“ durch den Draht geschlüpft waren. Einer der sich öffnenden Drähte mußte einen Stein weggeschleudert haben, der auf etwas Metallenes gefallen war.

Mit angehaltenem Atem preßten sich die Männer gegen den Boden, horchten auf die Schritte, die sich näherten.

Der Posten blieb in einiger Entfernung stehen, als sich aber nichts Verdächtiges rührte, nahm er seinen üblichen Turnus wieder auf.

„Glück gehabt!“ flüsterte Burrer und gab seinen Kameraden ein Zeichen. Vorsichtig pirschten sich die Männer an den Hangar heran, dabei mußten sie einige Posten umgehen.

Vor der Halle stand ebenfalls eine Wache. Als der Mann den Rücken drehte, sprangen ihn drei Gestalten gleichzeitig an. Eine Hand preßte sich auf seinen Mund, derbe Fäuste hielten ihn nieder. Er wurde an Händen und Füßen gefesselt, dann steckte ihm einer der drei einen Knebel in den Mund.

Jetzt war der Weg in den Hangar frei. Burrer schlüpfte durch die Tür und memorierte die Nummer der Maschine, die in der Halle stand. Dann kehrte er zu den sichernden Kameraden zurück.

Damit war der Übungsauftrag erfüllt.

Der Rückzug verlief ohne Schwierigkeiten. Immer sprungbereit, um bei einem überraschenden Zusammentreffen das Weite suchen zu können, pirschten sich die verschiedenen Trupps zum Schießstand Ritze.

Dort wartete Oberleutnant Haller bereits auf die Männer. Er führte den Zug durch die Nacht nach Arendsee, wohin die Fahrzeuge bestellt waren. Gegen Mittag waren sie wieder in Brandenburg.

Halter war mit seinen Männern zufrieden, doch dieser erste Übungseinsatz sollte noch ein unangenehmes Nachspiel haben.

Als Oberleutnant Johannes die Standortkommandantur von Salzwedel anrief und Mitteilung über die geglückte Übung machte, tobte der Offizier am anderen Ende der Leitung, drohte mit Tatbericht und Kriegsgericht. Immerhin war in Salzwedel der Teufel losgewesen. Nun konnte die Alarmierung endlich aufgehoben werden.

Erst als Hauptmann von Hippel die Abwehr einschaltete, wurde die ganze Sache unter den Tisch gekehrt. Zähneknirschend erklärte der Standortoffizier von Salzwedel, daß er die Sache vergessen wolle. Er verbat sich jedoch künftig derartige Übungen auf seinem Platz durchzuführen, was auf Ehrenwort versichert wurde.

Der zweite Übungseinsatz erfolgte gegen eine Batterie der Küstenartillerie an der Ostseeküste bei Swinemünde. Alle Männer erfüllten die ihnen gestellten Aufgaben, ohne im geringsten aufzufallen.

Der dritte und letzte Einsatz dieser Art wurde 1944 gegen die Fallschirmjägerschule in Dreux bei Paris durchgeführt.

Diese Übung kostete zwei „Brandenburger“ das Leben. Die Schule war darüber informiert worden, daß eine Aktion der Untergrundkämpfer bevorstehe. Als die Posten einige Männer anschleichen sahen, schossen sie sofort und ohne Anruf.

Mitte April belegte Oberleutnant Halter einen größeren Raum und verbrachte darin mit zwei Unteroffizieren die meisten Stunden einiger Tage. Die Fenster waren mit Vorhängen bedeckt, und der

Raum wurde immer verschlossen gehalten. Die Männer wunderten sich. Diskrete Fragen an die Unteroffiziere brachten keine Aufklärung.

Das ging so bis Ende April, dann wurde eine Urlaubs- und Ausgangssperre befohlen. Die Angehörigen des Zuges durften die Kaserne nicht verlassen, keine Briefe schreiben und wurden unter Androhung schwerster Strafen zur Geheimhaltung verpflichtet. Erst nach Anordnung dieser Maßnahmen durften sie in den geheimnisvollen Raum.

Vor den Augen der überraschten Männer stand ein großer Sandkasten, in dem maßstabgerecht eine Flußlandschaft mit einer den Fluß überquerenden Brücke dargestellt war. Es war - was sie zu diesem Zeitpunkt noch nicht wußten - die Maasbrücke bei Gennep in Holland, etwa 6 Kilometer von der Grenze entfernt.

Am 30. April meldete sich Feldwebel Gehrman bei Halter.

\*

Der Entschluß, Frankreich und England anzugreifen, war in Hitlers Kriegsplanung immer vorrangig gewesen.

Unter Verletzung der Neutralität der späteren Beneluxländer sollten die westlichen Alliierten auf dem europäischen Festland geschlagen werden, um die Vormachtstellung des „Großdeutschen Reiches“ zu festigen. Kriegsmarine und Luftwaffe waren dafür vorgesehen, den Kampf gegen die britische Insel zu führen. Durch Abschneiden von den lebensnotwendigen Versorgungsquellen in Übersee sollten die Briten in die Knie gezwungen werden.

Wenn man Winston Churchills Behauptung Glauben schenken wollte, der anlässlich eines Besuches in Frankreich im Sommer 1939 gesagt hatte, die französische Armee sei die stärkste in Europa und fähig, Berlin in einer Woche zu erreichen, und wenn man gleichzeitig bedachte, daß die Kampfkräfte der Kriegsgegner nahezu gleich sein würden - mit Ausnahme der Panzer, die ein deutliches Übergewicht zugunsten der Alliierten aufwiesen - dann hätte man unbedingt einen Vorteil der alliierten Streitkräfte für den kommenden Krieg errechnen können. Doch ein solcher Vergleich sagte nichts aus über die bessere Ausstattung und Gliederung der deutschen Verbände und der deutschen Luftstreitkräfte.

Im letzteren Fall lagen die Vorteile damals noch eindeutig auf seiten der Deutschen.

\*

Oberleutnant Halter lag in der Nähe des Grenzverlaufes nach Holland in Deckung.

Neben ihm hatte ein ortskundiger Major der deutschen Luftwaffe, der vor dem Krieg als Zollbeamter in dieser Gegend Dienst gemacht hatte, einen Beobachtungsposten bezogen.

„Sie können von dieser Stelle aus ungesehen die Grenze erreichen“, sagte der Major. „Genau entlang der Grenze verläuft ein Graben, der nur nach starkem Regen Wasser führt und nach wenigen Metern auf holländisches Gebiet überwechselt. Nach meinen Beobachtungen lassen sich Beamte von drüben hier selten sehen, sie sind meist alle am Straßenübergang versammelt.“ Der Major schwieg und starrte in die beginnende Dämmerung.

„Scheint mir eine geeignete Stelle zu sein. Bis zur Maas sind es ja dann nur noch rund sechs Kilometer, die es zu überwinden gilt. Wir werden es schon schaffen!“

„Wie es scheint, sind die Holländer ahnungslos. Hoffen wir, daß sie es bleiben“, bemerkte der Major. „Haben Sie sich alles genau eingeprägt?“

„Jawohl, Herr Major“, antwortete Halter. „Von mir aus können wir zurück.“

Auf einem größeren Bauernhof am Ortsrand, der auch ausreichend Nebengebäude hatte, war Halters Zug einquartiert.

Halter ging ins Haus, wo er ein Zimmer mit Feldwebel Gehrman teilte, der als stellvertretender Zugführer fungierte. Die Unteroffiziere waren mit ihren Gruppen in einigen Lagerräumen untergebracht. Noch wußte niemand, wozu dieses Quartier bezogen worden war; es gab nur Vermutungen. Urplötzlich hatte man die Männer von Brandenburg aus in Marsch gesetzt, und nach zwei Tagen waren sie in Kessel gelandet. Einen Tag später waren noch einige Kisten gekommen, die nun in Halters Zimmer standen. Der Oberleutnant wußte natürlich, was sie enthielten, ließ über den Inhalt aber nichts verlauten.

Wenn die Männer abends zusammensaßen, stellten sie flüsternd Mutmaßungen über den Kisteninhalt an. Eines schien sicher zu sein: Sie hatten etwas mit dem Sandkastenmodell zu tun.

Oberleutnant Halter saß am Tisch, hatte eine Tischlampe herangezogen, in deren Licht er eine großflächige Skizze studierte. Er blickte kurz auf, als der Feldwebel den Raum betrat.

„Gut, daß Sie kommen, Gehrman. Ich wollte Sie gerade rufen.“

„Ich war bei den Leuten, habe die Neugier etwas gedämpft. Die Kisten da haben es ihnen mächtig angetan.“

„Noch ein paar Stunden, dann wissen sie Bescheid!“ Halter lehnte sich zurück und winkte den Feldwebel zu sich.

Gehrmann trat näher heran, beugte sich über die Skizze. Der Oberleutnant erläuterte alle Details, gab Hinweise, wiederholte wichtige, schon vorher gegebene Anweisungen. Ab und zu stellte Gehrmann eine Frage, dann war alles klar.

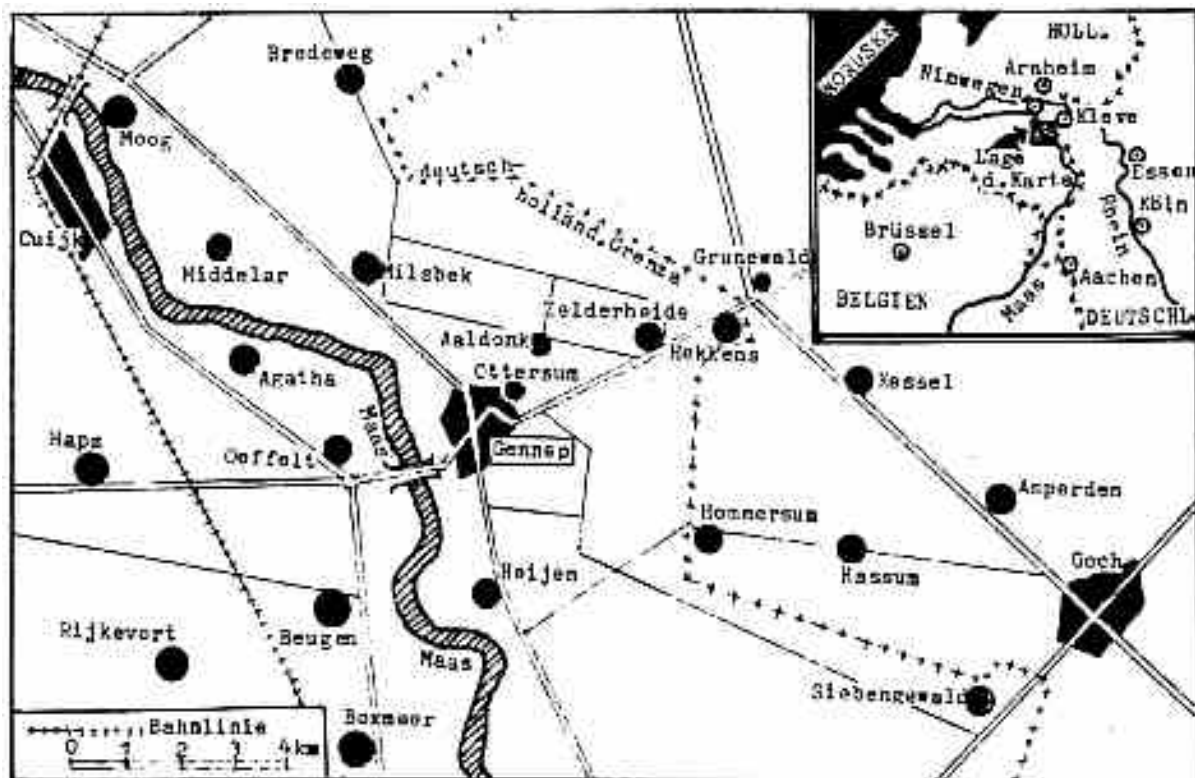
Es war kurz nach Mitternacht, des 10. Mai 1940.

Feldwebel Gehrmann knöpfte die Uniformjacke zu und verließ den Raum. Im spärlichen Licht seiner Taschenlampe lief er durch den Gang, um die Gruppenführer zu wecken.

„Los, bringt eure Leute auf die Beine! In fünf Minuten erscheint ihr mit den Gruppen vor meiner Unterkunft zum Klamottenfassen.“

Der Feldwebel ließ die Tür hinter sich offen, dann rief er einige Männer zu sich, die ihm helfen sollten, die ominösen Kisten heranzuschaffen und zu öffnen, über die tagelang gerätselt worden war. Sie waren angefüllt mit nagelneuen holländischen Uniformen, für den bevorstehenden Tarneinsatz vorgesehen. Es handelte sich um besonders große Ausführungen.

Oberleutnant Halter trat hinzu, zog eine der Jacken hervor, hielt sie mit ausgestreckten Armen vor seinen Körper. „Sie sind sehr reichlich“, sagte er dann. „Ich glaube, wir ziehen doch die deutschen Uniformen an und diese Plünnen darüber. Nach Eintreffen am Objekt legen wir sie ab und kämpfen in deutscher Uniform, wenn das nötig sein sollte.“



„Wie Sie befehlen, Herr Oberleutnant. Ich werde die Gruppenführer entsprechend informieren. - Da kommt ja schon die erste Gruppe anmarschiert!“

Die Männer kamen in Reihe die Treppe herauf, voran der Gruppenführer. Er wurde von Gehrmann unterrichtet, und anschließend erhielten die erstaunten Männer eine etwas zu groß geratene holländische Uniformjacke, die passende Kopfbedeckung und Riemenzeug.

Als die „Brandenburger“ dann beim schnellen Frühstück saßen, wurden sie über ihren Einsatz informiert.

Danach ging alles sehr schnell. Zwei unauffällige Lastwagen brachten den Zug in die Nähe der Grenze. An einer unübersichtlichen Stelle wurde abgesessen, und die Lastwagen verschwanden.

Halter wartete noch zehn Minuten, dann glitt er in Deckung auf die Grenze zu. Er hatte sich alles gut eingeprägt, fand den vorgesehenen Annäherungsweg ohne weitere Schwierigkeiten. Lautlos folgten die Gruppen in kurzen Abständen.

Der einweisende Offizier hatte recht gehabt. Die holländischen Zöllner und Grenzer traten nicht in Erscheinung. Das war auch gut so, denn beim Auftauchen einer Streife hätte der Oberleutnant Gewalt

anwenden müssen. Sein Auftrag lautete, die Brücke unter allen Umständen zu besetzen und bis zum Eintreffen der deutschen Verbände zu halten.

Nach einiger Zeit blieb Halter stehen, hob die rechte Hand.

Die anderen kamen zum Stillstand. Gegen den nächtlichen Himmel war die Brücke zu erkennen. Nun wußten sie endlich, was sie vor einiger Zeit im Sandkasten gesehen, besprochen und geübt hatten.

„Äußerste Vorsicht!“ flüsterte Halter und duckte sich. Von der Grenze her kam auf der Straße ein Auto, fuhr, ohne die Geschwindigkeit zu verringern, über die Brücke und verschwand weiter hinten im Inland.

„Wird vielleicht die Ablösung gewesen sein an der Grenze“, flüsterte Halter und befahl die Gruppenführer zu sich. Während einige der Leute nach allen Seiten sicherten, ließ sich der Oberleutnant mit den Unteroffizieren neben einem Strauch nieder.

„Von nun an geht alles wie schon oft geübt.“ Die Stimme des Zugführers war sehr leise, aber dennoch klar und für alle verständlich.

„Die Gruppenführer übernehmen ihre Gruppen und besetzen die Brücke samt Umgebung an den vorgesehenen Stellen. Mein Gefechtsstand ist am jenseitigen Widerlager. Geschossen wird nur auf Befehl. - Alles klar?“

„Alles klar, Herr Oberleutnant!“

„Dann los!“

Leise Geräusche zeugten vom Aufbruch der Gruppen. Einzeln schlichen die Männer unter Führung ihrer Unteroffiziere los, auf die Brücke zu.

Kalla führte die erste Gruppe bis kurz vor die Brücke, robbte allein weiter und erkundete die Lage. Der Übergang war unbewacht. Er schlich zurück und holte die Männer nach. Auf der anderen Seite angekommen, ließ er sie sichernd in Deckung gehen.

Als die erste Gruppe die vorgesehenen Stellungen eingenommen hatte, rückten die anderen Gruppen nach und bezogen ihre Positionen.

Während Halter von Gruppe zu Gruppe schlich, die Einrichtung der Verteidigung beaufsichtigte und kontrollierte, richtete Feldwebel Gehrman den behelfsmäßigen Gefechtsstand unter der Brücke am Widerlager ein. Der Platz wurde von Steinen und herumliegenden Unrat gesäubert und das Gepäck niedergelegt. Auch der mitgeführte Munitionsvorrat wurde dort placiert, denn bis zu einem gewissen Grad war diese Stelle auch beschußsicher.

Ein Pioniertrupp - ein Unteroffizier und zwei Männer - waren inzwischen dabei, die Brücke genauer zu untersuchen. Vorsichtig tasteten sie alle einzelnen Teile der Brückenkonstruktion nach Sprengladungen und Zündleitungen ab. Wie Kletteraffen hangelten sie von Träger zu Träger, fanden aber nichts.

Schweigend hockten Halter und Gehrman unter der Brücke. Der Oberleutnant kaute an einer Scheibe Knäckebrötchen, und das Knacken des trockenen Brotes erschien in der Stille ringsum übermäßig laut. Irgendwo bellte ein Hund, lang und jaulend.

Ein Schatten huschte heran. „Herr Oberleutnant, es kommen zwei Fahrzeuge auf uns zu“, sagte ein Melder der ersten Gruppe und hockte sich auf den Boden.

„Von wo? - Von der Grenze oder vom Inland?“

„Vom Inland, Herr Oberleutnant.“

„Sie bleiben hier, Gehrman. Ich sehe mal nach.“

Auf Händen und Füßen krabbelte Halter die Böschung hinauf. Der Melder glitt hinterher. Auf der Straße waren in einiger Entfernung die Leuchten von zwei herankommenden Fahrzeugen zu erkennen.

Unteroffizier Kalla erwartete den Oberleutnant. Er hockte neben der Maschinengewehrstellung seiner Gruppe, die im Graben lag.

„Das Maschinengewehr ist feuerbereit, Herr Oberleutnant!“

„Gut, Kalla, aber nicht schießen - noch nicht.“

Halter hockte sich nieder, hob das Fernglas an die Augen, mit dessen Hilfe er die beginnende Dämmerung zu durchdringen suchte.

Es waren zwei Lastwagen mit Pritschenaufbau. Auf dem ersten saßen mehrere dunkle Gestalten. Mehr war nicht zu erkennen.

„Das sind Soldaten, Herr Oberleutnant. Die Holländer haben bestimmt Lunte gerochen“, flüsterte der Unteroffizier beunruhigt.

„Es scheint, Sie haben recht“, erwiderte Halter ebenso leise und setzte das Fernglas ab. Jetzt war der gefürchtete Zeitpunkt gekommen und eine schwerwiegende Entscheidung zu fällen. Der Oberleutnant überlegte ein paar Sekunden. Das Geräusch der Fahrzeugmotoren schwoll an. Die Entfernung betrug nur noch rund fünfhundert Meter.

„Maschinengewehr entsichern. Auf meinen Befehl einen Feuerstoß vor das erste Fahrzeug in die Straße setzen. Das Weitere wird sich dann ergeben.“

Das metallische Klicken der Sicherung wurde vom Motorengebrumm fast verschluckt. Erregung hatte die Männer erfaßt. Gebannt starrten sie auf die Lichtpunkte, die langsam näher kamen. Der Ernstfall schien gekommen.

„Könnten wir sie nicht herankommen lassen und dann gefangennehmen?“ schlug Kalla vor. „Sie wissen doch nicht, daß wir hier sind und würden uns direkt in die Hände laufen.“

„Das ist mir zu unsicher. In dieser Lage ist es besser, sie auf Distanz zu halten, da kann am wenigsten passieren.“

Halter wartete noch einige Sekunden, dann kam sein Kommando: „Feuer!“

Den Bruchteil einer Sekunde war es unwirklich still, dann schien die Welt in Donnergetöse zu versinken. Die Maschinengewehrgarbe warf Dreck und Splitter vor dem ersten Fahrzeug auf. Es schlitterte zum Stillstand, die Leuchten erloschen. Gestalten sprangen ab, rannten ins Gelände, warfen sich in Deckung.

Das zweite Fahrzeug kam quer über der Straße zum Halten. Nur aus dem Fahrerhaus sprangen zwei Gestalten heraus und verschwanden im Gelände. Das Auto war voll beladen, transportierte jedoch keine Soldaten.

Nach dem Feuerstoß trat wieder Stille ein. Das gegenseitige Belauern begann. Was würde der Gegner unternehmen? Die Holländer lagen in Deckung, schossen aber nicht. Verlassen standen die Fahrzeuge auf der Straße.

„Ziel im Visier behalten!“ instruierte Halter die Schützen am Maschinengewehr. „Wir wollen hier nicht gleich den wilden Mann spielen. Erst mal sehen, was die tun werden.“

Die Holländer unternahmen zunächst gar nichts. Die Besetzung der Brücke hatte offenbar wie ein Schock gewirkt, und sie waren genötigt, ihre Lage zu überdenken. Ein Mann, anscheinend der Führer dieser Gruppe, sprang von Deckung zu Deckung.

Im Osten wurde es langsam hell, die letzten Sterne verblaßten. Vom Ufer der Maas stiegen leichte Nebelschwaden auf, in denen die Umrisse der Sträucher und Büsche verschwommen. Erst leise, dann immer lauter erfüllte das Geräusch vieler Flugzeugmotoren den jungen Morgen. Kampf maschinen waren auf dem Flug zu den zugewiesenen Zielen.

„Das ist der Beginn des Feldzuges im Westen“, sagte der Oberleutnant. „Von nun an herrscht Kriegszustand.“

Das schienen auch die Holländer bemerkt zu haben. Ein Maschinengewehr begann die Brückenauffahrt zu beschießen. Die Garben zwangen die Besetzer, die Köpfe einzuziehen und unterzutauchen.

Auf Befehl Halters wurde das Feuer nicht erwidert. Unter diesen Umständen wäre das nur Munitionsverschwendung gewesen, und vorläufig lag noch keine Bedrohung vor.

Schon kurze Zeit später schien sich die Lage zu ändern. Aus dem Inland kamen drei Lastwagen angebraust. Sie fuhren sehr schnell, und am letzten Fahrzeug war eine kleine Kanone angehängt.

„Wie es scheint, wollen sie uns angehen, denn es kommt Verstärkung heran“, sagte Halter und zog den Kopf ein. Eine Maschinengewehrgarbe prasselte in unmittelbarer Nähe in die Erde, warf Dreck hoch.

„Sollen wir den Feuerkampf aufnehmen, Herr Oberleutnant?“

„Wir warten noch, bis die Fahrzeuge halten. Dann müssen wir das Geschütz unter Feuer nehmen. Wenn die Kanoniere ihr Geschäft verstehen, können wir dadurch viele Unannehmlichkeiten haben.“

So einfach war das aber nicht. Die Fahrzeuge hielten außerhalb der wirksamen Schußentfernung der Brückenbesetzer. Die Schützen sprangen von den Wagen, die Kanone wurde abgeprotzt, von den Kanonieren in Stellung gezogen und feuerbereit gemacht.

Wenig später rauschte der erste Schuß heran. Die Granate schlug ein, ohne Schaden anzurichten. Der Gegner schien mit der Zieleinrichtung der leichten Panzerabwehrkanone noch nicht zurechtzukommen.

Es kam Bewegung in die Landschaft. Weitere Schützen tauchten auf, brachten ein weiteres Maschinengewehr in Stellung, begannen zu feuern.

„Wir müssen das Geschütz ausschalten, ehe die Bedienung auf den richtigen Dreh kommt. Wenn sie sich erst einmal eingeschossen hat, kann es schwer für uns werden.“

Der Oberleutnant blickte in Richtung des Gegners. Er war sich noch nicht sicher, wie er dieser Gefahr begegnen sollte. Nur ein Glück, daß der Feind auch nicht so recht wußte, wo er den Hebel ansetzen sollte.

„Da unsere Waffen nicht wirkungsvoll hinreichen, sollten wir näher herangehen“, meinte Gehrman. „Ein Trupp könnte die Sache erledigen.“

„Nicht schlecht, dieser Gedanke“, sinnierte Halter. „Kann sogar klappen und die Lage bereinigen.“

Der Feldwebel erhielt den Befehl, mit vier ausgesuchten Männern die Kanone anzugehen und auszuschalten.



„Schlagen Sie einen weiten Bogen, Gehrman. Da entlang müßten Sie ungesehen herankommen. Wir geben Feuerschutz.“ Halters rechter Zeigefinger folgte der imaginären Linie im Gelände, welcher der Trupp folgen sollte.

„Nehmen Sie vor allen Dingen genügend Handgranaten mit. Und nun los!“

„Bin schon unterwegs, Herr Oberleutnant.“

Halter schickte zwei Zugmelder los, um die Gruppenführer zu verständigen. Sie mußten ja wissen, daß sich im Vorgelände eigene Kameraden aufhielten, für die im Notfall Feuerschutz zu geben war.

„Folgen!“ Gehrman lief los, in das dämmerige Frühlicht hinein.

Hinter ihm folgten die ausgewählten Männer. Sie bewegten sich auf allen vieren vorwärts. Der Feldwebel folgte einer Bodenwelle, die den Trupp der Sicht des Gegners entzog. Einige Male war es jedoch nötig, auf dem Koppelschloß Boden zu gewinnen. Im allgemeinen kam der Trupp aber gut und zügig vorwärts.

Ab und zu feuerte die gegnerische Kanone einen Schuß ab. Der Knall diente dem Feldwebel als Orientierungshilfe.

„Halt!“ gebot Gehrman mit leiser Stimme, als sie bis auf etwa einhundert Meter an das Geschütz herangekommen war.

„Wir fächern hier auseinander. Jeder arbeitet sich noch etwa dreißig Meter weiter vor, und wenn ich das Kommando gebe, geht's drauf. Wir müssen die Burschen vertreiben, die Stellung eine kurze Zeit halten und die Kanone unbrauchbar machen. Das besorge ich, und Wächter hilft mir dabei. - Klar?“

„Wir sind bereit, Feldwebel!“

„Los!“

Lautlos glitten die Männer auseinander, robbten, dicht an den Boden gepreßt, näher an das Ziel heran. Auch der Feldwebel arbeitete sich gut dreißig Meter vor, blieb wartend liegen. Zwei Minuten gab er Zeit, das mußte reichen. Aufmerksam verfolgte er den Leuchtzeiger auf seiner Dienstuhr. Die zwei Minuten waren um.

„Alles auf!“ rief er dann, sprang hoch und rannte los. Mit der Maschinenpistole gab er kurze Feuerstöße auf die vor ihm liegende Geschützstellung ab. Aus den Augenwinkeln sah er, daß auch die Kameraden auf die Stellung zurannten.

Die holländischen Kanoniere erstarrten in ihren Bewegungen. Sie sahen einige Gestalten auf sich zuspringen, die wild um sich schossen. Garben prasselten in die Stellung, warfen Dreck auf, klatschten gegen das Metall der Kanone, surrten jaulend als Querschläger davon.

Von Panik ergriffen, ließ die Geschützbedienung alles fallen, rannte davon und wurde gleich darauf von dem Zwielficht und den Bodenwellen verschlungen. Die Kanone stand verlassen in der Stellung.

„Schnell, Wächter, her zu mir. Alle anderen sichern!“

„Komme, Herr Feldwebel!“

Der Verschuß der Kanone stand offen. Gehrman schob eine Handgranate hinein, legte eine weitere in den Zielaufsatz. Dann zog jeder den Zünder einer anderen Handgranate. Wächter schob sie zu der anderen in das Geschützrohr, Gehrman legte seine auf den Zielaufsatz.

„Deckung!“

Die Männer zogen die Köpfe ein, preßten sich an den Boden, erwarteten die Explosion der Sprengkörper.

Mit dumpfem Knall gingen die Handgranaten nach einer Verzögerungszeit von vier Sekunden los. Der Zielaufsatz wurde abgerissen und flog aus der Halterung. Aus dem Rohr drang Feuerschein und Rauch.

„Sammeln!“

Oberleutnant Halter begrüßte den Feldwebel wie einen heimgekehrten Sohn. In dieser Lage war es schon etwas gewagt gewesen, einen Trupp von fünf Leuten loszuschicken.

„Die Kameraden kommen!“ Leo Majestorowitsch, die „Nase“, hatte den Panzerspähwagen zuerst gesehen, der von der Grenze herankam und sich auf der Straße langsam vortastete, die in dieser Richtung ja noch nicht erkundet worden war. Immerhin hätte sie vermint sein können.

Auf dem linken Kotflügel lag bäuchlings ein Mann, der nach Anzeichen von Straßenminen Ausschau hielt.

Dicht hinter dem Panzerspähler fuhr eine Kompanie Kradschützen. Als der Spähwagen in eine Stellung fuhr, saßen die Kradschützen ab, gingen zu Fuß auf die Brücke los.

Diese Entwicklung raubte dem Gegner die Nerven. Er brach den Feuerkampf ab und verschwand.

Halter befahl, das Feuer zu stoppen. Er sträubte sich dagegen, dem Gegner unnötige Verluste beizubringen.

Über die intakte Brücke rollten die deutschen Verbände nach Holland hinein. Kolonne um Kolonne marschierte nach Westen. Die zurückgelassenen Fahrzeuge der Gegner hatte man kurzerhand von der Straße geschoben.

„Gleich werden die Lastwagen hiersein, die uns abholen" sagte Feldwebel Gehrmann. „Wenn alles nach Plan läuft, dann..."

Er unterbrach sich. Motorengeräusch ließ ihn aufhorchen. „Da sind sie schon. Macht euch fertig, Männer."

Zehn Minuten später stoppte das erste Fahrzeug, und Oberleutnant Johannes sprang heraus. Er ging auf Halter zu und drückte ihm anerkennend die Hand.

Die „Brandenburger" hatten die ihnen gestellte Aufgabe gelöst.

Der Kampf der deutschen Wehrmacht im Westen nahm einen erfolgreichen Verlauf. So war die Niederlage Frankreichs schließlich nur noch eine Frage der Zeit. Die Briten räumten vorzeitig das Feld, überließen den Verbündeten auf dem Festland seinem Schicksal.

In Osteuropa traten neue Entwicklungen in Erscheinung. Die drei baltischen Staaten Litauen, Lettland und Estland wurden von der Sowjetunion vereinnahmt. Weiter forderten die Sowjets von Rumänien die Abtretung der Nordbukowina und Bessarabiens. Wegen des mit den Deutschen abgeschlossenen Ölpaktes hofften die Rumänen jedoch auf deutsche Hilfe, um diese Ansprüche zurückweisen zu können.

Mit der Besetzung der rumänischen Gebiete hatte Stalin einen guten Trumpf in die Hand bekommen. Die Sowjets kontrollierten nun die Pruthlinie, konnten mit schnellen Truppen zu den Erdölfeldern um Ploesti vorstoßen. Damit war Deutschland zum Teil vom guten Willen der Sowjetunion abhängig geworden, mit der Hitler am 23. August 1939 einen Nichtangriffspakt geschlossen hatte.

\*

„Ich habe etwas von einem neuen Einsatz läuten hören", sagte Burrer, setzte sich auf seine Kojе und zog die Stiefel aus. Er hatte der Kantine einen Besuch abgestattet und einige Neuigkeiten oder auch Gerüchte aufgeschnappt.

Das Gerücht schien sich zu bestätigen, denn es wurde schon bald durch einige Maßnahmen erhärtet, obwohl offiziell noch nichts bekannt war.

Es fing damit an, daß verschiedene Männer zur Schreibstube befohlen wurden, vom Zahlmeister Kleiderkarten, Bezugsscheine und reichlich Geld erhielten. Anschließend durften sie in der Stadt einen Einkaufsbummel machen und sich vollständig in Zivil einkleiden.

Der Spieß hatte ihnen genau aufgetragen, was gekauft werden mußte. Es war eine ziemlich umfangreiche Ausstattung - auch ein großer Koffer gehörte dazu. Für ihre „Feuerwehr" schien der Abwehr nichts zu teuer zu sein. Vielleicht war man auch deshalb so großzügig, weil man nie wissen konnte, ob die Männer der Einsatzgruppe je wieder zurückkehren würden. Im Durchschnitt rechnete man mit 50 % Verlusten pro Einsatz.

Schon am nächsten Tag überstürzten sich die Ereignisse. Wecken und Frühstück verliefen noch normal, aber das allmorgendliche Antreten fiel bereits aus.

Der Unteroffizier vom Dienst hastete durch die Stuben, verkündete, daß Zivil anzuziehen sei. Dann wurden die Uniformen abgegeben. Die meisten fühlten sich in den neuen Sachen noch nicht recht wohl, aber sie würden sich bald daran gewöhnt haben.

Jeder bekam einen Reisepaß. Darin wurde bescheinigt, daß sie nun einen bestimmten Zivilberuf hatten. Burrer war laut Paß Betriebsingenieur, seine Kameraden konnten sich als Monteure, Handelsreisende, Geschäftsleute, Industrieberater, Binnenschiffer oder auch schlichte Urlauber ausweisen.

Im Laufe des Vormittags stellte sich dann ein Oberleutnant Schmieder vor. Er war der Führer des Unternehmens und sollte den bevorstehenden Einsatz leiten. Außer den drei Freunden war auch Feldwebel Gehrmann dabei.

Noch am gleichen Tag verließen die für das Unternehmen ausgesuchten Soldaten einzeln die Kaserne und fuhren auf verschiedenen Wegen über Wien nach Bukarest. Dort hatten sie sich nach ihrem Eintreffen im deutschen Konsulat zu melden.

Die deutsche Abwehr war zu dieser plötzlichen Aktivität gezwungen, denn der Kampf ums Erdöl war in Rumänien zu einem Schlagabtausch der Geheimdienste geworden. Auf der einen Seite stand der britische Secret Service, auf der anderen die deutsche Abwehr, vertreten durch die „Brandenburger".

Das schwarze Gold wurde damals zu vier Fünfteln von Firmen der Alliierten gefördert, und nur zu einem Fünftel von den Rumänen selbst. Die Einnahmen dafür flössen zum größten Teil in die Taschen des Königs Carol.

Zuerst weigerten sich die ausländischen Firmen, die Tankschiffe des „Bayerischen Lloyd", die das Öl nach Deutschland brachten, zu beladen. Diese Weigerung hätte eine Besetzung durch deutsche Truppen herbeigeführt, und das wäre für die Rumänen das größere Übel gewesen. Sie zwangen daher die Firmen, die deutschen Schiffe zu betanken.

Während man in Berlin die Entwicklung der Dinge abwarten konnte, suchten die Gegenspieler in London nach anderen Möglichkeiten.

Inzwischen war aber auch die deutsche Abwehr nicht untätig gewesen. In die Tankerbesatzungen wurden „Brandenburger“ eingeschleust. Beobachter entlang der Donau hielten den Schiffsverkehr in Ungarn im Auge. Die deutschfreundliche Regierung unter dem Reichsverweser von Horthy gab dabei Hilfestellung.

In Polen, nahe der rumänischen Grenze zog eine Kompanie z.b.V. unter, die notfalls eingreifen und Hilfe bringen sollte. Vor allen Dingen aber wurden „Brandenburger“ an die „geheime Front Rumänien“ geschickt.

Diese undurchsichtige Lage wurde noch durch ein besonderes Ereignis verschärft.

Ein britischer Reporter, der eine Sensation suchte, zündete unbewußt eine Bombe, deren Wirkung alle Geheimdienstler von den Stühlen riß. Während eines Besuches in Rumänien war er mit seinem Diplomatenpaß in die Sperrzone der Ölfelder gekommen und hatte sich mit den britischen Managern unterhalten. Bei echtem Whisky war auch die Frage der Transportunterbrechung angeschnitten worden. Viele Vorschläge waren gemacht worden, doch alle waren unzureichend. Plötzlich fiel der Name „Eisernes Tor“.

Der Reporter sprang plötzlich wie elektrisiert auf. Das war das Ei des Kolumbus: Durch eine gewaltige Sprengung konnte man den gesamten Schiffsverkehr auf der Donau sperren.

Ein Teilnehmer der Runde verfiel auf eine noch einfachere Lösung. Man sollte nur ein paar Betonkähne in der Fahrrinne versenken, und der Flaschenhals wäre verstopft. Das wäre leichter durchzuführen als eine Sprengung, aber genauso wirkungsvoll.

Die Frage des Reporters, warum das noch nicht gemacht worden sei, rief lediglich Schulterzucken hervor, und man riet ihm, diese Frage den Verantwortlichen in London zu stellen.

Das tat er dann auch, und zwar in Form eines Zeitungsartikels. Weil in England die Pressefreiheit auch im Krieg garantiert war, konnte dieser Artikel erscheinen.

Der Erfolg war durchschlagend. Die neueste und geheimste Planung des Secret Service war ans Licht der Öffentlichkeit gezerzt worden. Nach dem Erscheinen der Zeitung herrschte bei allen Geheimdiensten Großalarm.

In Rumänien aber begann das große Kesseltreiben. Der deutsche Botschafter spielte dem rumänischen Geheimdienst eine Liste zu, in der alle den Deutschen unliebsame Personen vermerkt waren. Alle bekannten britischen Agenten oder Personen, die man dafür hielt, wurden festgenommen, auf Lastwagen verladen und zur Grenze gebracht. Emigranten aus den besetzten oder angegliederten Ländern, die bis zu diesem Zeitpunkt in Rumänien Unterschlupf gefunden hatten, traf das gleiche Schicksal. Alle wurden abgeschoben und einem Ungewissen Los überlassen. Der rumänische Geheimdienst war da nicht zimperlich.

Entlang der Grenze nach Jugoslawien wurde ein mehrere Kilometer breites Sperrgebiet eingerichtet. Damit die Armee die nun notwendig gewordenen Sicherungsaufgaben erfüllen konnte, wurden zwei Jahrgänge von Wehrpflichtigen eingezogen.

Die Lage war äußerst explosiv geworden, und auf diesem Pulverfaß saßen nun auch die Männer von „Brandenburg“.

\*

Nicht umsonst wurde die Hauptstadt von Rumänien, Bukarest, das „Paris des Balkans“ genannt. Breite Boulevards, Straßencafés, schickes Publikum beim Müßiggang oder ein Getränk einnehmend. Ein Bild wie im Frieden. Aber der Schein trug.

Unter den Spaziergängern waren viele, die ihr Gehalt von irgendeinem Geheimdienst bekamen - vielleicht der Herr mit der geraden Haltung, der aussah wie ein Offizier seiner Majestät, dem König von England, oder die elegante Dame, die heftig mit einem jungen Herrn flirtete. Sie konnte durchaus von Admiral Canaris, dem Chef der deutschen Abwehr, bezahlt werden. Es war eine unwirkliche Atmosphäre.

Burrer, der „Linguist“, stand auf dem Bahnsteig des Hauptbahnhofs und blickte etwas verloren um sich. Vor einer Minute war er angekommen und überlegte nun, wie er zu der angegebenen Adresse kommen könnte.

Er nahm seinen Koffer auf und wollte zum Ausgang gehen, als eine leise Stimme neben ihm sagte: „Suche nicht länger, Kamerad, ich bringe dich schon hin. Du bist doch einer von uns, oder?“

Der Zivilist hatte Deutsch gesprochen. Nach den Erlebnissen der letzten Tage wunderte sich Burrer über nichts mehr. Wie an unsichtbaren Fäden war er in die richtige Richtung gebracht und weitergeleitet worden.

„Weißt du auch wirklich, wohin ich muß?“

„Klar! Du bist nicht der erste von unserem Verein, den ich in Empfang nehme. - Komm mit!“

Der „Linguist“ wurde in ein flaches Gebäude geführt. In einem der Zimmer saß Oberleutnant Schmieder, den er von Brandenburg her bereits kannte.

Burrer meldete sich zur Stelle.

„Gut, daß Sie da sind, Burrer. Ihre Kameraden sind auch schon eingetroffen. Sie drei bilden zusammen mit Feldwebel Gehrman einen Einsatztrupp und wohnen in einer Pension, die wir übernommen haben. Dort sind auch Ihre Waffen gelagert. Der Fahrer bringt Sie gleich hin. Alles andere erfahren Sie von Gehrman. Normalerweise haben wir keinen Kontakt miteinander, nur, wenn es besonders befohlen wird, treffen wir uns. - Den Rest des Tages haben Sie frei.“

Burrer wurde verabschiedet und zur Unterkunft gebracht, wo er seine Freunde traf, mit denen er noch am gleichen Abend einen kleinen Stadtbummel unternahm.

Einige Tage später saß Ziegler vor einem Straßenlokal, schlürfte einen Kaffee und las in der Zeitung. Ab und zu blickte er über den Rand des Blattes, um einen Bekannten zu erspähen. Außer dem Oberleutnant und seinen drei Kameraden hatte er bisher niemand kennengelernt. Offenbar gehörten wenige Kontakte zum System, um eine gewisse Geheimhaltung zu gewährleisten. Je weniger die „Brandenburger“ voneinander wußten, desto besser war es für die Sache. Jeder sollte nur seinen speziellen Auftrag ausführen und sich nicht um andere Dinge kümmern.

Ein Mann setzte sich an seinen Tisch. Es war Gehrman, wie ein schneller Seitenblick verriet. Er bestellte sich einen Kaffee, rührte in der Tasse herum und zischte durch die Zähne: „In einer Stunde am Treffpunkt!“

Ziegler blätterte in der Zeitung, nickte unmerklich vor sich hin. Gehrman leerte die Tasse, stand auf und verschwand im Strom der Fußgänger.

Langsam faltete Ziegler das Blatt zusammen, steckte es in die Seitentasche seines Jacketts und verließ ebenfalls das Lokal. Langsam schlenderte er zum bekannten Treffpunkt. Er hatte noch genügend Zeit.

Mit Mißtrauen war die zunehmende Anzahl der britischen Schiffe im Schwarzmeerhafen Sulina von der Abwehr registriert worden. Schlepper, Lastkähne und Motorschiffe breiteten sich dort aus. Agenten meldeten, daß ein englisches Schiff, beladen mit Waffen, auf dem Weg nach Sulina sei und in zwei Tagen dort eintreffen solle.

An seiner Aufgabe konnten kaum Zweifel bestehen. Die Briten wollten mit ihrer Schiffsarmada stromaufwärts fahren und den Strom blockieren. Dafür bot sich nur eine günstige Stelle an: das Eiserne Tor an der Grenze zu Jugoslawien.

Geheime Befehle erreichten die Verantwortlichen in Rumänien. Die „Brandenburger“ wurden überall zur Befehlsausgabe an den ihnen bekannten Treffpunkten befohlen.

Der „Schwaba“ ging durch einige Nebenstraßen, durch Hinterhöfe, und verschwand dann unauffällig in einem Gebäude. Er lief einen Gang entlang, klopfte an eine Tür, die sofort geöffnet wurde. Vor Ziegler stand Feldwebel Gehrman.

„Komm rein, die anderen sind schon hier.“

Vor einer Karte an der Wand stand ein unbekannter Zivilist, der Ziegler flüchtig begrüßte.

„Das ist ein Oberstleutnant der Abwehr, der die Einsätze hier koordinieren soll“, flüsterte Gehrman und deutete auf einen Stuhl. „Setz dich!“

Ziegler nahm zwischen Burrer und Majestorowitsch Platz und blickte auf den Oberstleutnant, der seine Augen über die versammelten Männer wandern ließ. Es waren etwa fünfzig. Er begann die Lage zu erläutern.

„Die Entwicklung treibt dem Höhepunkt zu. Durch den unerwarteten Zeitungsartikel wurde der Secret Service gezwungen, zu handeln. Wir wissen noch nicht genau, was vorgesehen ist, und können uns nur auf unseren Spürsinn verlassen. Alle Möglichkeiten, die in Erwägung gezogen wurden, sind geprüft worden. Die meisten wurden als unwahrscheinlich eingestuft. Zwei bleiben im Kalkül: das Absetzen von Fallschirmspringern im Erdölgebiet und das Blockieren der Donau am Eisernen Tor.“

Er verstummte, als Oberleutnant Schmieder den Raum betrat. „Sie sind ja ziemlich aufgeregt, Schmieder. Gibt's etwas Besonderes?“

„Das kann man wohl sagen, Herr Oberstleutnant.“ Schmieder flüsterte dem Offizier einige Sätze ins Ohr. Der Oberstleutnant nickte, überlegte eine Weile. Die Männer warteten gespannt, was nun kommen würde.

„Wie es scheint, können wir die Fallschirmspringer ausklammern. Der Verdacht verdichtet sich, daß die britische Schiffsansammlung donauaufwärts zieht. Wir wissen, sie wollen ans Eiserne Tor, um die Erdöltransporte zu unterbinden.“

Auch für diesen Fall lag schon ein Plan parat, der nicht auf einer bewaffneten Auseinandersetzung basierte, sondern den Gegner durch gezielte Aktionen stören, behindern und lahmen sollte.

Eine Stunde später hatte der Trupp Gehrman einen genau abgegrenzten Auftrag und einen Koffer voller Banknoten, rumänische natürlich.

Sie sollten in Sulina tätig werden. Sulina war zwar Sperrgebiet, aber wie durch Zauberei gab es dafür plötzlich Passierscheine und Aufenthaltsgenehmigungen, die zum Betreten der Sperrzone berechtigten.

Feldwebel Gehrman erhielt detaillierte Anweisungen. Er meldete den Trupp ab, und einzeln verschwanden die Männer. Sie trafen erst in der Unterkunft wieder zusammen.

„Hast du mitgekriegt, was wir da sollen?“ fragte Ziegler etwas ratlos.

„Irgendwie sollen wir die Tommys durcheinanderbringen“, antwortete Majestorowitsch, holte eine Reisetasche hervor und begann einige Sachen einzupacken.

Eine Stunde später befand sich die Gruppe auf dem Weg nach Sulina, dem Ölhafen am Schwarzen Meer.

\*

Die Hafenkneipe war dreckig und heruntergekommen, hatte einen unaussprechlichen Namen und lag dem Teil des Hafens am nächsten, in dem die britischen Schiffe geankert hatten. Es war eine typische Spelunke, wie man sie in jedem Teil der Erde finden konnte. Auch Mädchen waren da. Sie saßen an einem schmierigen Tisch vor einem Glas Limonade, musterten durch halbgeschlossene Augenlider die wenigen Gäste. Viel war zu dieser Zeit noch nicht los. Erst am Abend kamen die Seeleute, deren Schiff vor einer Stunde Anker geworfen hatte.

Ziegler verzog sich mit dem Wirt in einen der hinteren Räume, wo sie ungestört waren. Was sie zu verhandeln hatten, war nicht für jedermanns Ohren bestimmt. Der Feldwebel hatte Ziegler einen ganz bestimmten Auftrag erteilt. Gehrman selbst konnte die Verhandlung nicht führen, denn seine Sprachkenntnisse waren nicht so perfekt.

„Wieviel kostet es, wenn ich den ganzen Laden für eine Nacht miete?“ fragte Ziegler und versuchte, seiner Stimme einen möglichst geschäftsmäßigen Klang zu geben. „Ich will nämlich ein Fest veranstalten.“

„Auch die Zimmer?“

„Alles, Kneipe, Zimmer, Mädchen.“

Der Wirt nannte eine horrend Summe.

Eine große Handvoll Geldscheine wechselte den Besitzer, und für eine Nacht ging die Kneipe an den Trupp Gehrman über. Der Wirt versprach, noch einige Mädchen und einen Klavierspieler zu besorgen. Dafür bekam er noch ein paar Scheine extra. Es gab keinen Grund, knauserig zu sein, schließlich sollte ja alles klappen. Der Lagerraum war voll mit Getränken, es konnte also kaum ein Mangel eintreten. Alles war bereit, das Spiel konnte beginnen.

Gehrman rückte zum Portier und Rausschmeißer auf, er sollte die Tür bewachen und die Ordnung in der Schankstube wahren. Ziegler und Majestorowitsch hatten die Aufgabe, als „Schlepper“ tätig zu werden. Sie sollten die Matrosen des britischen Schiffes zum Besuch der Kneipe animieren. Die radikal verbilligten Getränke würden einen unübersehbaren Reiz ausüben. Kein Zweifel, die Matrosen würden sich diese einmalige Gelegenheit kaum entgehen lassen. Und saßen sie erst einmal beim Alkohol, dann blieben sie auch.

Burrer hatte als „Springer“ überall zu sein, wo gerade jemand gebraucht werden würde.

Als die Dämmerung hereinbrach, verließen die ersten Matrosen das Schiff. Es war ein bunt zusammengewürfelter Haufen; Rumänen Ungarn, Bulgaren, Emigranten und auch Staatenlose. Nur die Stammbesatzung bestand aus Briten. Diesen Haufen hätte keiner an Bord halten können.

Ziegler und Majestorowitsch lungerten an der Pier herum, ihre Aufmachung war fast stielte. Ein paar alte Hosen, ein Rollkragenpullover und eine Schiebermütze ließen sie ziemlich verkommen erscheinen. Die Sachen hatten sie einem Trödler für ein paar Lei abgekauft.

In rumänischer Sprache, vermischt mit einigen Brocken Englisch, sprachen sie die Seeleute an, versprachen sehr billige Getränke, Musik, Mädchen, und die Sailors folgten dem Wink der „Brandenburger“.

Sobald die Matrosen ankamen, wurden sie in die Kneipe gelotst. Gehrman riß die Tür jedesmal weit auf, machte eine knietiefe Verbeugung. Der „Linguist“ musterte die Ankommenden und brachte sie an den Tischen unter, wo noch Platz war. Jeder bekam gleich einen „Doppelstößigen“ auf Kosten des Hauses, der eigentlich schon ein „Dreistößiger“ war. Die Abwehr zahlte heute alles.

Da ziemlich starker Schnaps ausgeschenkt wurde, kamen die Gäste sehr schnell in Stimmung. Immer wieder wurden die Gläser nachgefüllt, neue Flaschen aufgeföhren.

Bald drohte die Kneipe aus allen Fugen zu platzen, sie war gerammelt voll.

Auf der winzigen Tanzfläche konnten die Pärchen kaum einen Schritt machen. Die ersten „Leichen“ rutschten von den Stühlen unter die Tische, wurden von Gehrman und Burrer eingesammelt und in die Zimmer gebracht. Jeder bekam von Gehrman noch einen Spezialtrunk verpaßt - Schnaps mit

einem Schlafmittel angereichert. Diese Mischung wurde den schon stark angeschlagenen Matrosen sorgfältig eingeflößt, denn die Wirkung sollte lange andauern.

Gegen elf Uhr mischten sich Ziegler und Majestorowitsch unter das betrunkene Volk. Wo noch einer seine Sinne beisammen hatte, setzten sie sich an den Tisch und animierten ihn zum Trinken.

Während in der Kneipe eine ganze Schiffsbesatzung außer Gefecht gesetzt wurde, waren über dreißig „Brandenburger“ auf dem Weg nach Sulina. Sie hatten den Auftrag, sich von den Briten anheuern zu lassen, wenn die richtigen Matrosen am Morgen ausblieben. Vertrauensleute (V-Leute) standen bereit, um arbeitslose Matrosen fernzuhalten. Es war an alles gedacht, alles organisiert worden. Es sollten unbedingt nur die dafür ausgesuchten Landser zum Anheuern zur Verfügung stehen.

Das Fest in der Kneipe ging weiter. Der Tumult war kaum noch zu überbieten. Als zwei Hitzköpfe eine Schlägerei begannen, zog Gehrman den Streithähnen eines über. Die Bewußtlosen lagen wenig später in einem Zimmer, behandelt wie die anderen.

Um drei Uhr kamen V-Leute, luden die total Betrunkenen auf einen Lastwagen und transportierten sie in sichere Verstecke. Sie würden dort ihren Rausch ausschlafen, mit schwerem Schädel aufwachen und zum gegebenen Zeitpunkt freigelassen werden.

\*

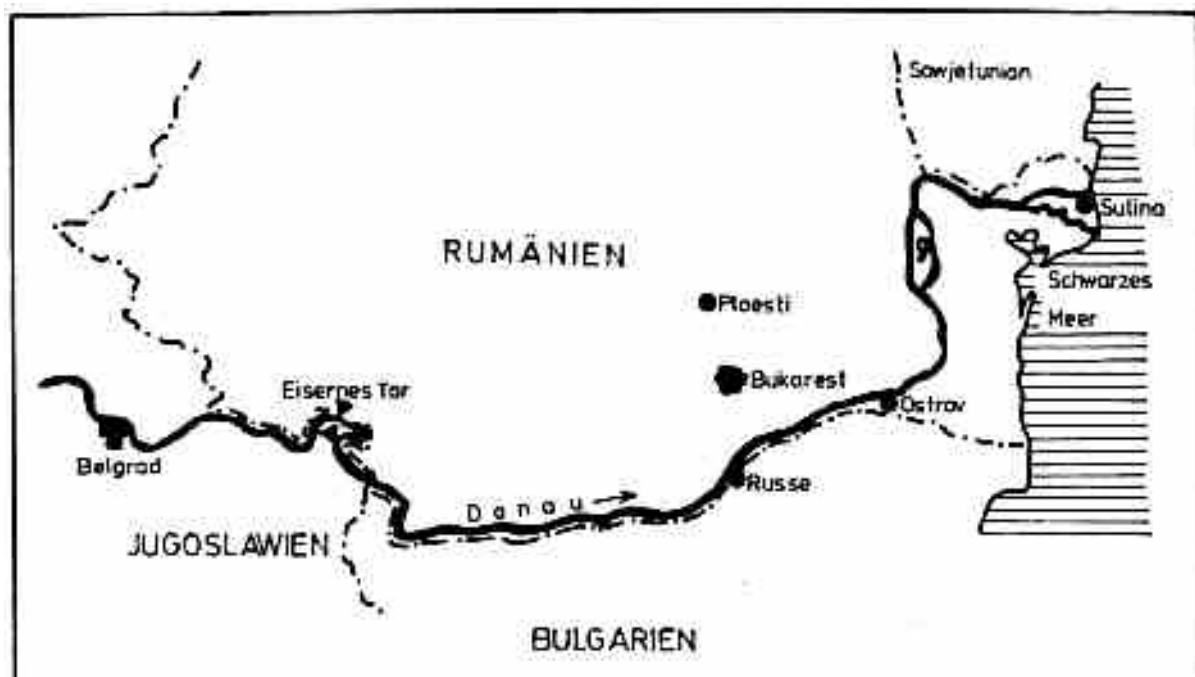
Bei den Engländern herrschte dicke Luft. Dem Kapitän des Waffenschiffes fehlten bei der Morgenmusterung fast dreißig Matrosen. Er fluchte erst einmal ausgiebig, spuckte über die Reling. Er konnte auf keine Arbeitskraft verzichten. Die Frachtkisten, als Maschinenteile für Budapest deklariert, mußten auf die Donaukähne umgeladen werden. Danach wollte der Kapitän sofort ins Schwarze Meer auslaufen. Durch diese Panne würde ein ganzer Tag verloren gehen, aber das konnte er sich nicht leisten. Einige Matrosen der Stammbesatzung wurden ausgeschickt, um den Rest der Mannschaft zu suchen - ohne Erfolg.

Anscheinend zufällig kam der Hafenkommandant an Bord. Obwohl er gänzlich unbeteiligt schien, kannte er doch die ganze Geschichte, war sogar ein Teil des Planes. Hier wollte er erst einmal einen guten Whisky trinken, ohne dafür bezahlen zu müssen.

Innerlich freute er sich über die schlechte Laune des Briten, ließ sich aber nichts anmerken, sondern vom Mißgeschick des Kapitäns mit den zusammengewürfelten Hilfskräften erzählen. Einige Flüche überhörte er geflissentlich, lächelte nachsichtig.

Beim zweiten Whisky ließ der Hafenkommandant dann verlauten, daß er vielleicht in der Lage wäre, kurzfristig vollwertigen Ersatz herbeizuschaffen. Seine Verbindungen seien ja ziemlich weitreichend.

Zunächst war der Brite ziemlich mißtrauisch, andererseits blieb ihm keine Wahl, wenn er seinen Zeitplan einhalten sollte. Heimlich verfluchte er diese ganze Sache, besonders aber die Fremden, die nun notgedrungen angemustert werden mußten. Er nahm sich vor, Augen und Ohren offenzuhalten.



Nach dem dritten Drink versprach der Hafenkommandant, die Leute umgehend zu schicken, verabschiedete sich und verließ das Schiff. Tatsächlich dauerte es nur eine knappe Viertelstunde, bis Ersatz für die fehlenden Besatzungsmitglieder anrückte. Die Auswahl nahm der Kapitän selbst vor, denn nach dem Umladen sollten die Männer auf die Frachtkähne umsteigen und mit dem Schleppzug stromaufwärts fahren.

Die Leute vom Trupp Gehrman bestiegen an diesem Morgen ein kleines Motorschiff, das ohne Aufenthalt und mit schnellster Fahrtstufe stromaufwärts fuhr. In Ostrov lag ein Schlepper auf Abruf bereit, dessen Offiziere und Besatzung aus „Brandenburgern“ bestanden. Gehrman und seine Männer sollten die Besatzung verstärken.

Vor dem Schiff der Briten drängten sich etwa dreißig als Matrosen verkleidete Deutsche. Einzeln wurden sie vom Kapitän des Schiffes an Bord gerufen und befragt. Hauptsächlich wollte er wissen, wo jeder herkam. Sehr wählerisch zu sein, konnte er sich aber nicht erlauben. Einige wurden abgelehnt, die meisten angenommen. Die Mannschaft war damit wieder vollständig, wenn auch anders, als man sich das wohl vorgestellt hatte.

Sofort nach der Musterung begann das Umladen der Fracht. Lastkähne wurden herangeschleppt, die Kisten hochgehievt. Eine der Kisten fiel, als Mißgeschick getarnt, aus dem Gehänge, platzte auf. Waffenteile wurden sichtbar. Ehe sie näher in Augenschein genommen werden konnten, war schon ein Brite zur Stelle.

„Buzz off!“ (Haut ab!) schrie er laut und scheuchte die Deutschen fort.

Nach dem Verladen wurden die Männer auf die Frachter des Schleppzuges verteilt. Das entladene Schiff lichtete die Anker und dampfte mit seiner Stammbesatzung ins Schwarze Meer.

Kurz vor Abend nahm der Konvoi Fahrt auf. Zwei Schlepper zogen vier Lastkähne gegen den Strom. Es ging langsam, viel zu langsam für die Briten, die so schnell wie möglich ihren Einsatzort erreichen wollten. Aber man mußte sich an die Gepflogenheiten halten, d. h. in den größeren Orten am Strom einen Rumänen an Bord nehmen, die Papiere prüfen lassen, einen oder auch zwei Whiskys und ein Geschenk bereithalten. Denn das war der einzige Grund für die Kontrollen. Die Beamten und Offiziere wollten etwas abstauben.

Es kamen aber auch britische Geheimdienstler an Bord, die den Führer des Schleppzuges auf dem laufenden hielten. Es schien alles in Ordnung zu sein, nur eines beunruhigte die Beteiligten: Die Deutschen traten nicht in Erscheinung. Sie schienen nichts von den Plänen der Engländer zu bemerken.

Aufmerksam und mißtrauisch beobachteten die Briten den Verkehr der deutschen Tankschiffe. Aber nichts Auffälliges war festzustellen. Alles war wie sonst auch. Doch das würde sich bald ändern, wenn erst die zwei Schleppkähne in der Fahrinne versenkt waren und danach der Felsen gesprengt wurde. Keine Macht der Welt würde diese Flaschenkorken kurzfristig entfernen können.

Jugoslawen sollten mit den mitgeführten Waffen ausgerüstet werden und die Operation von der Landseite her abschirmen.

Aber die Briten unterlagen einem Trugschluß. Jeder Meter, den der Schleppzug zurücklegte, stand unter Beobachtung. Aus günstigen Verstecken verfolgten viele Augen die Kähne, und die Männer meldeten jeden Fortschritt der Fahrt. Dann war es soweit, und die deutsche Abwehr schlug unerwartet und überraschend zu.

Gegen Mittag hatte der Schleppzug Rasova passiert. Am nächsten Tag sollte Ostrov erreicht werden. Auch als die Dunkelheit über Land und Strom fiel, ging es unentwegt weiter. Zur gleichen Zeit lief von Ostrov der bereitliegende deutsche Schlepper aus. Mit der Strömung und voller Kraft machte er gute Fahrt.

Pausenlos empfing der Kapitän über Funk den Standort des britischen Schleppzuges. Unaufhaltsam kamen sie sich näher. Dann war es soweit.

„Look out!“ schrie ein britischer Matrose auf dem ersten Schlepper. Er hatte den Schatten zuerst gesehen, der sich plötzlich aus der Dunkelheit schälte, genau in der Fahrtrichtung.

Der Rudergänger warf das Ruder herum, knallte den Maschinentelegrafen auf „Stop“, aber es war bereits zu spät.

Der deutsche Schlepper knallte gegen den britischen, rutschte an der Bordwand entlang, verhedderte sich in den Schleppseilen. Für Minuten hingen die Schiffe zusammen. Der Brite brüllte wütend, als er auf die Brücke stürzte und die Bescherung sah. Jemand hatte den Scheinwerfer eingeschaltet, der auf die Brücke des deutschen Fahrzeuges gerichtet war. Dort stand der Kapitän und zuckte mit den Schultern.

„Sorry, it's my fault!“ brüllte er zu dem Briten hinüber, dem dieses Schuldgeständnis wenig nutzte.

Der Brite gab keine Antwort, aber seine Blicke hätten töten können. Er fluchte ganz erbärmlich, gab Befehle an seine Matrosen mit dem Ziel, die Schlepper voneinander zu lösen.

Ein schwieriges Unterfangen, weil die Besatzung des deutschen Schiffes aus Stümpfern zu bestehen schien. Sie stellten sich an, wie die ersten Menschen. Ziemlich dicht am Ufer trieben die Schiffe dahin. Die Dampfpeife klang schaurig durch die Nacht.



Unbemerkt hatte sich dem letzten Schleppkahn ein größeres Ruderboot genähert. Geräuschlos legte es an, dunkle Gestalten enterten über die Bordwand, glitten lautlos auf dem Deck dahin.

Vorn am Bug standen die drei Briten der Kahnbesatzung, umgeben von den angeheuerten Deutschen. Diese wußten Bescheid und stellten sich so, daß die heranhuschenden Schatten nicht wahrgenommen werden konnten. Plötzlich griff ein Dutzend Hände nach den Briten, hielt ihnen den Mund zu und riß sie zu Boden. Schnell waren sie gefesselt und geknebelt, wurden von einigen „Brandenburgern“ ins Ruderboot verfrachtet. Die Engländer waren außer Gefecht gesetzt und bedeuteten keine Gefahr mehr.

Aus dem Laderaum des Schleppkahnes wurden einige Kisten gehievt und ebenfalls im Ruderboot verstaut. So unauffällig, wie es gekommen war, legte das Boot wieder ab und wurde mit schnellen Schlägen ans Ufer gesteuert.

Oberleutnant Schmieder trat heran, sah zu, wie die gefesselten Briten und die Kisten zu einem Lastwagen geschleppt wurden, der etwa zweihundert Meter entfernt in Deckung stand. Alles wurde auf der Ladefläche abgelegt - auch die Entführten - und vier Deutsche hockten sich dazu.

„Ihr haltet die Stellung hier und behaltet die Sache im Auge. Greift ein, falls sie unangenehm werden. In der Frühe werdet ihr abgeholt.“

Oberleutnant Schmieder kletterte in das Fahrerhaus und ließ sich auf dem Beifahrersitz nieder. Kurze Zeit später waren die beiden Schlepper entflochten. Die Kapitäne tauschten Informationen hinsichtlich der Schadensregelung aus, die wohl bis zum Ende des Krieges auf Eis liegen würde.

Die beiden britischen Schlepper gaben das Zeichen zur Weiterfahrt, und langsam zog der Schleppzug davon. Das Verschwinden der Stammbesatzung des letzten Kahnes fiel gar nicht auf. Dort stand inzwischen ein Deutscher am Steuerrad und hielt den Kahn im Kielwasser des Vorderschiffes. Viel konnte dabei nicht schiefgehen. -

Noch ehe es Tag wurde, erreichte der Lastwagen Bukarest, fuhr sofort zur deutschen Botschaft. Wenig später glühten die Telefondrähte. Geheimdienst, Regierung, Armee wurden darauf aufmerksam gemacht, daß bei einer Havarie auf der Donau Kisten mit Waffen und Sprengstoff in deutsche Hände gefallen waren. Die Briten seien im Begriff, Kriegsmaterial für einen unbekannten Zweck durch ein neutrales Land zu schmuggeln. Der deutsche Botschafter forderte ein hartes Durchgreifen, um die Neutralität des Landes zu bekräftigen.

Kurz vor Mittag wurde der britische Schleppzug durch ein bewaffnetes Polizeiboot gestoppt. Polizisten gingen an Bord, kletterten in die Laderäume, öffneten die Kisten. Als der Verdacht des Waffenschmuggels zur Gewißheit geworden war, wurde der Schleppzug beschlagnahmt, die Besatzung festgenommen. Den Schleppzugführer traf fast der Schlag, als er sah, welche Leute in Sulina angeheuert worden waren. Er schäumte vor Wut, verfluchte die „Brandenburger“, die sich in seine Besatzungen eingeschlichen und das Dilemma heraufbeschworen hatten.

Alle Engländer wurden zur jugoslawischen Grenze gebracht und ausgewiesen. Aber was bedeutete das schon? In wenigen Wochen waren sie wieder da, mit anderen Namen, mit anderen Pässen.

Eine trügerische Ruhe kehrte ein. Der Krieg unter der Oberfläche ging weiter, nur nicht so spektakulär. Der Schlag des Secret Service gegen das Eisernen Tor war fehlgeschlagen. Als Folge hatten die Rumänen die Sicherheitsmaßnahmen noch einmal verstärkt.

Für die „Brandenburger“ begann eine Zeit des gegenseitigen Belauerns, der Ausspähung, aber auch der Gefahr. Einige von ihnen wurden in der Dunkelheit tödlich angegriffen, verletzt. Zwei starben durch Messerstiche. Sie waren eines Abends in der Altstadt überfallen und erstochen worden.

Burrer hatte Posten in einem Straßencafé bezogen. Er sah aus wie ein Müßiggänger, der in Ruhe seinen Kaffee trank und dabei die Zeitung las. Doch seine Augen suchten unablässig im Strom der Fußgänger nach Anzeichen fremder Agenten, die ungewöhnlich waren, etwas verrieten.

Unmerklich richtete er sich auf. In der Menge hatte er einen Bekannten entdeckt. Den Namen wußte er nicht, er kannte ihn nur vom Sehen. Der Mann blickte Burrer durchdringend an. Durch Bewegung des Kopfes deutete er an, der „Linguist“ solle ihm folgen.

Burrer faltete gemächlich die Zeitung zusammen, trank seinen Kaffee aus, stand auf und schlenderte los. Vor einem Schaufenster trafen beide zusammen, standen dicht beieinander, schienen die Auslage zu bestaunen.

„Gehrmann soll sich bei Schmieder melden. Treffpunkt an der bekannten Stelle. Es gibt einen neuen Auftrag für euch. - Mach's gut, Kumpel!“

Der Mann hatte nur leise geflüstert, drehte sich nun um und verschwand zwischen den Passanten.

Burrer blieb noch eine Minute stehen und schlenderte dann zur Unterkunft zurück.

Leo, die „Nase“, lag im Bett und schnarchte. Er hatte die ganze Nacht die Altstadtkneipen durchbummelt und seine Ohren in die Unterhaltung anderer Leute gesteckt. Dabei war ihm ein Gespräch sehr seltsam erschienen.

Ein angeblicher Schrotthändler bot einigen verkommenen Subjekten sehr gute Preise für Buntmetall an. Preise, die beträchtlich über den normalen lagen, und das war an und für sich schon verdächtig.

Der „Brandenburger“ versuchte mehr zu hören, aber die Männer redeten jetzt so leise miteinander, daß Majestorowitsch nichts mehr verstehen konnte. Näher heran konnte er nicht gehen, ohne Verdacht zu erregen.

Gleich nach seiner Rückkehr hatte er Feldwebel Gehrman informiert und dieser war dann am Morgen losgezogen, um die Sache zu melden.

Oberleutnant Schmieder war verwundert, als Gehrman auftauchte.

„Mensch, Gehrman“, sagte er. „Sie haben vielleicht ein Tempo an sich. Ich habe doch erst vor kurzer Zeit nach Ihnen geschickt.“

„Ich habe keine Nachricht erhalten, Herr Oberleutnant. Ich bin von selbst gekommen, um etwas zu melden.“

„Na, da können Sie meine Aufforderung vergessen. - Was haben Sie denn auf dem Herzen?“

„Ein Mann meines Trupps war letzte Nacht auf Horchposten in der Altstadt und hat dabei ein Gespräch belauscht. Anscheinend wollte ein Schrotthändler einige zwielichtige Typen zum Klauen von Buntmetall anstiften. In der letzten Informationsstunde erwähnten Sie doch die Vorfälle mit den Kesselwaggons, da könnte vielleicht eine Verbindung bestehen.“

„War der Schrotthändler vielleicht ein Tommy?“ wollte Schmieder wissen.

„Kann sein. Majestorowitsch war aber nicht sicher. Hätte auch ein gekaufter Einheimischer sein können.“

Die Sache, die Gehrman eben angesprochen hatte, machte den Deutschen schon geraume Zeit zu schaffen. Überall, wo die Tankzüge der Eisenbahn hielten, wurden Armaturen und Ventile der leeren Kesselwagen gestohlen. Die Ersatzbeschaffung war nicht so einfach, weil das Material Mangelware war: Bronze. Ohne diese Armaturen und Ventile konnten die Kesselwaggons aber nicht gefüllt werden. Es traten Verzögerungen auf, die immer schwerwiegender wurden.

Bis zu diesem Zeitpunkt war es noch nicht gelungen, irgendeinen Täter zu fassen. Man vermutete, daß der britische Geheimdienst seine Hände im Spiel hatte. Diese Störungen glichen zwar den berühmten Nadelstichen, erzielten aber auch ihre Wirkung.

„Ich habe den Befehl, in dieser Hinsicht etwas zu unternehmen, und deshalb wollte ich Sie sprechen.“

„Es wird Zeit, daß sich wieder etwas tut, Herr Oberleutnant. Wir setzen langsam Speck an.“

„So ist es, Gehrman! - Also, wir sollen das Klauen nicht nur verhindern, sondern ein paar von den Burschen fangen und ausquetschen, um die Hintermänner zu finden.“

Die beiden Männer berieten noch lange, wie sie dem Problem zu Leibe rücken könnten und arbeiteten einen Plan aus. Erst gegen Mittag verließ Gehrman den Oberleutnant.

„Mensch, Feldwebel, wir dachten schon, Sie kommen überhaupt nicht mehr wieder“, sagte Burrer, als Gehrman eintrat. „Sie sollen sofort zum Oberleutnant kommen.“

„Ist erledigt, ich war bereits bei ihm.“

„Ich dachte schon, Sie wären in Schwierigkeiten.“ Burrer setzte sich an den Tisch. Er wollte einen Brief schreiben.

Leo Majestorowitsch wachte auf, gähnte und rieb sich die Augen. Dann kam er hoch, ließ die Beine über die Bettkante baumeln und blickte noch etwas schlaftrunken auf die Kameraden. „Was ist los?“ brummte er verdrießlich.

„Wir warten, bis Ziegler zurück ist, dann habe ich euch etwas zu sagen.“

„Gibt's einen Einsatz?“

„Ja, eine kleine Sache.“

Als Ziegler von einem Beobachtungsgang zurückkam, wurden die Männer eingeweiht. Am übernächsten Abend sollte die Sache steigen.

Der Abend des gleichen Tages brachte einen unangenehmen Zwischenfall: Der Feldwebel wurde überfallen. In einer dunklen Straße stürzten sich zwei Messerstecher auf ihn. Pech für sie, daß Gehrman ausgebildeter Nahkämpfer war - wie fast alle „Brandenburger“. Der eine Angreifer bekam einen Tritt in den Unterleib, rannte brüllend vor Schmerzen davon. Dem anderen kugelte der Feldwebel den Arm aus, der zustechen wollte. Das Messer schepperte auf die Pflastersteine. Ein schneller Handkantenschlag setzte den Angreifer vollends außer Gefecht.

Gehrman durchsuchte die Taschen des Bewußtlosen, fand aber nichts. Er legte den Mann an die Hauswand und verschwand. Es hatte keinen Zweck, die Polizei einzuschalten. Das konnte nur Ärger bringen. Mit schnellen Schritten ging er zur Unterkunft zurück, merkte, daß sein linker Ärmel aufgeschlitzt und die Haut etwas geritzt war.

Leo legte einen Verband an. Der Kratzer war nicht gefährlich und behinderte nicht.

Oberleutnant Schmieder machte sich Sorgen. Der Überfall bewies, daß Gehrman der anderen Seite bekannt war, und er hätte ihn eigentlich ablösen müssen. Auf Gehrmans Bitte hin ließ er sich erweichen. Der Feldwebel wollte die Gruppe nicht verlassen. Nach langer Überlegung sah Schmieder davon ab.

In den folgenden zwei Tagen bauten die „Brandenburger“ eine Falle. Auf dem Güterbahnhof, wo die leeren Kesselwaggons auf den Abruf zu den Ölfeldern warteten, wurden an taktisch günstigen Stellen Scheinwerfer aufgebaut, Feldtelefonkabel gelegt, Deckungen für die an dem Unternehmen beteiligten Männer geschaffen. Ein Dutzend „Brandenburger“ hatte Gehrman erhalten, um das Gebiet abzuriegeln.

An diesem Abend stellte die Eisenbahnverwaltung besonders viele Kesselwaggons auf engem Raum ab. Alle Vorbereitungen waren rechtzeitig beendet, und als es dunkel genug war, schlichen die „Brandenburger“ einzeln zu ihren Posten.

Feldwebel Gehrman hatte seinen Beobachtungsstand an einer Stelle, von der aus die gesamten Gleisanlagen gut zu überblicken waren. Zudem hatte er ein starkes Nachtglass bei sich. Durch Feldtelefon war er mit dem Mann verbunden, der den Schalter für die Scheinwerfer bedienen sollte.

Der Großteil des Güterbahnhofs und die Gleise lagen im Dunkel. Ein paar armselige Lampen spendeten jeweils nur dort Licht, wo sich der Lampenpfahl befand. Unablässig suchte Gehrman mit dem Nachtglass die Umgebung ab, aber außer einer Rangierlokomotive, die einige Waggons hin und her schob, war nichts zu sehen. Ab und zu ertönte die Trillerpfeife eines Eisenbahners. Alles war wie sonst auch.

Plötzlich fiel dem Feldwebel ein huschender Schatten auf, dann noch einer. Er preßte das Nachtglass fester an die Augen. Kein Zweifel - ein halbes Dutzend Gestalten machte sich an den Kesselwagen zu schaffen. Dumpfe Schläge klangen gedämpft durch die Dunkelheit.

Ein Lächeln umspielte Gehrmanns Lippen. Die Herren würden gleich einen mächtigen Schrecken bekommen.

Der Feldwebel wartete noch eine Minute, um die Diebe in Sicherheit zu wiegen. Dann nahm er den Hörer des Feldtelefons auf und kurbelte.

Leise meldete sich der Mann am anderen Ende der Leitung.

„Scheinwerfer an!“

Blendende Helle sprang die Überraschten an, stellte sie schonungslos bloß. Sie fluchten, wollten nach dem ersten Schreck fortlaufen, aber von allen Seiten drangen die „Brandenburger“ auf sie ein, umzingelten sie. Es folgte ein kurzes Handgemenge, Schreie wurden laut, dann hatte man die Sache im Griff. Der vorher ins Bild gesetzte rumänische Geheimdienst wartete schon, nahm die Erappten in Obhut und transportierte sie ab.

Zuerst wollten die Festgenommenen nichts aussagen, aber wie jeder Geheimdienst hatten auch die Rumänen ihre besonderen Methoden, die Leute zum Sprechen zu bringen.

Bald waren die Hintermänner bekannt, die das gestohlene Gut gegen viel Geld aufkauften. Schon am nächsten Morgen wurden diese Personen festgenommen und des Landes verwiesen. Es handelte sich ausschließlich um Briten.

Die rumänischen Behörden forderten die ausländischen Ölfirmen auf, mehr Öl zu fördern, doch diese sträubten sich hartnäckig, entließen hingegen einheimische Arbeiter und brachten dafür viele eigene Leute in die Ölfelder.

Der Oberstleutnant der deutschen Abwehr hatte das Gefühl, die Gesellschaften wollten die Ölfelder gänzlich schließen. Deshalb wurden die ausländischen Angestellten der Ölfirmen pausenlos überwacht, fotografiert, ihre Tarn- und richtigen Namen festgestellt. Es gelang, viele der Leute zu enttarnen. Hatte man einen feindlichen Agenten entdeckt, heftete sich ein „Brandenburger“ an seine Fersen. Bei einer passenden Gelegenheit wurde er dann in einen Streit oder in eine Schlägerei verwickelt. Die Polizei war meist schnell zur Stelle, und da der Gegner von mehreren beschuldigt wurde, die Schlägerei angefangen zu haben, stand seiner sofortigen Abschiebung nichts im Wege.

Allerdings traf es manchmal auch einen der Deutschen.

Fast Tag und Nacht waren die „Brandenburger“ jetzt in derartigen Einsätzen unterwegs. Auf diese Weise gelang es, die Anzahl der feindlichen Agenten beträchtlich zu verringern, was aber nur einen Tropfen auf einen heißen Stein bedeutete. Die Kernfrage war: Was hatten die Briten mit all den Leuten vor? Schließlich war das neue Personal der Ölfirmen nicht gekommen, um hier Urlaub zu machen.

Der Oberstleutnant, dessen Name niemandem bekannt war, äußerte seine Besorgnisse bei der nächsten Lagebesprechung.

„Die Vorhaben der Engländer sind undurchsichtig wie lange nicht mehr“, meinte er. „Wir wissen, daß im Ölgebiet die Anzahl der Leute verdoppelt wurde. Wir wissen auch, daß alle Geschäftsunterlagen, Ersatzteile und andere Bestände außer Landes gebracht werden, vornehmlich nach Ägypten. Es deutet alles auf eine nachhaltige Stilllegung der Förderstellen hin. Es werden Dutzende Waggons mit Kies ins Ölgebiet gebracht - soviel wurde in den ganzen letzten Jahren nicht verbaut! Es ist beunruhigend, nicht zu wissen, was sie damit anfangen wollen!“ Der Oberstleutnant machte eine Pause, dann erkundigte er sich: „Hagen, was kann man mit Kies alles machen?“

„Wegebau, Aufschottern von Standplätzen, Beton..." Der Oberstleutnant zuckte zusammen, wie von einer Schlange gebissen. Beton - das war das Schlüsselwort. Damit konnten die Bohrlöcher gefüllt, die Ölquellen verschlossen werden. Einmal hart geworden, war der Hahn abgedreht.

Der Oberstleutnant schaltete schnell, erkannte ganz klar die Zusammenhänge.

„Und wie lange dauert es, bis Beton aushärtet?"

„Mindestens drei bis vier Tage, Herr Oberstleutnant."

„Dann müssen sie alle Quellen auf einmal verstopfen und die Stellung mindesten? drei Tage halten. - Deshalb die vielen Agenten."

„Das ist ja eine tolle Entwicklung", sagte Oberleutnant Schmieder. „Wie können wir das verhindern? Da müßten sich doch die Rumänen einschalten!"

„Das geht nicht so ohne weiteres. Dafür müßten sie schon einen sehr wichtigen Grund haben, sonst könnte man ihnen Verletzung der Gesetze oder der Neutralität vorwerfen. Die Fördereinrichtungen stehen auf britischem Hoheitsgebiet bzw. auf extrritorialem Gebiet, und da dürfen die Rumänen nichts unternehmen, es sei denn, ihr Staat würde gefährdet."

„Prost Mahlzeit!" bemerkte einer.

„Ja, meine Herren, wir werden kurzfristig bereit sein müssen, ins Ölgebiet einzusickern, die Förderstellen freizukämpfen und gegen Beschädigungen zu sichern. Ab sofort herrscht Alarmzustand, jeder Mann muß sofort erreichbar und einsatzbereit sein. Waffen sind ständig in einer Tasche - auf jeden Fall verborgen - mitzuführen. Es könnte möglich sein, daß keine Zeit mehr bleibt, um die Unterkünfte aufzusuchen."

„Könnte man nicht versuchen, einen Fall zu provozieren, der den Rumänen Anlaß gibt, das Ölgebiet zu betreten und Umschau zu halten?" Oberleutnant Schmieder schwebte bereits ein Plan vor, den man zumindest überdenken sollte. „Ich höre, Herr Schmieder."

Schmieder erläuterte seine Idee, die auch offene Ohren fand. Sofort wurden Einzelheiten ausgearbeitet und festgelegt, Aufgaben verteilt.

Die Einsatztrupps bekamen kleine Päckchen, gefüllt mit englischen Sprengmitteln. Bewaffnet sickerten sie in einer Nacht in die Förderanlagen des Ölgebietes ein, versteckten den Sprengstoff in vorher bestimmten Gebäuden und Anlagen. Ohne bemerkt zu werden, konnten alle Trupps zurückkehren. Befriedigt nahm der Oberstleutnant die Ausführung zur Kenntnis und benachrichtigte den rumänischen Geheimdienst.

Die Bosse der Ölfirmen staunten nicht schlecht, als während einer Tagung die rumänische Polizei alle Einrichtungen besetzte. Der Protest - eigentlich berechtigt, denn das Gebiet gehörte den Ölfirmen - wurde mit dem Hinweis abgelehnt, man habe einen Durchsuchungsbefehl. Man wisse genau, daß im Ölgebiet Sprengstoffe lagerten, was ja verboten sei.

Der britische Generalmanager lachte sich halb tot über diesen Verdacht. Das Lachen verging ihm aber sehr bald. Schon nach kurzer Zeit wurden die eingeschmuggelten Sprengmittel gefunden.

Eine Welle von Durchsuchungen fand statt. Alle bekannten Agentenschlupfwinkel wurden kontrolliert und ausgehoben. Waffen- und Sprengstofffunde lieferten den Grund für die Razzien.

Diesmal reagierten die Rumänen wahrhaft unerbittlich. Alle Agenten und ausländisches Personal der Ölgesellschaften - einschließlich der Manager - wurden des Landes verwiesen. Entsetzt mußte der Secret Service erkennen, daß die deutsche Abwehr einen Coup gelandet hatte, dessen Folgen nicht wiedergutzumachen waren.

Sofort nach dieser Aktion übernahmen deutsche Spezialisten und ausgesuchte „Brandenburger" die freigewordenen Stellen und ermöglichten es, daß das Öl weiterhin nach Deutschland floß. Zusammen mit dem verbliebenen rumänischen Personal verhinderten sie ein Versiegen dieses kriegswichtigen Nachschubs.

Der britische Botschafter erhob Protest und kündigte Konsequenzen an. Diese hätten sich auf vielerlei Art bemerkbar machen können.

Es folgte eine kurze Zeit der Unsicherheit, denn die Briten hatten über eine Million Soldaten im Nahen Osten stehen, darunter eine Luftlandedivision. Würden sie diese Kräfte einsetzen? Würden sie die Ölquellen gewaltsam besetzen?

Aber die Engländer nutzten diese Chance nicht. Je mehr Zeit verstrich, um so deutlicher wurde, daß sie diese Niederlage ohne Gegenmaßnahmen einsteckten.

\*

Während die „Brandenburger" im neutralen Rumänien den Ölstrom sicherten, begann es in der Bevölkerung gefährlich zu gären. Die Entwicklung steuerte auf einen Bürgerkrieg hin. Die politischen Konfrontationen nahmen an Heftigkeit zu. Unüberwindbare Gegensätze machten eine Einigung unmöglich.

Um den drohenden Bürgerkrieg abzuwehren, holte König Carol II. den bis zu diesem Zeitpunkt verbannten General Antonescu zurück, machte ihn zum Regierungschef und gab ihm fast alle Vollmachten.

Als erste Maßnahme zwang Antonescu den korrupten König zur Abdankung. Carols Sohn, Michael, wurde Nachfolger. General Antonescu, der ausgesprochen deutschfreundlich war, steuerte nun auf eine Zusammenarbeit mit den Deutschen hin.

Unter seiner Herrschaft gab Rumänien nun seine Neutralität auf. Deutsche Soldaten wurden im Land stationiert.

Die Ereignisse begannen sich zu überstürzen. Ohne den Bündnispartner Deutschland zu verständigen, schlug Italien gegen Griechenland los. Das faschistische Italien wollte sich durch einen eigenen Krieg aus dem Schatten von Hitlers Militärmacht lösen. Das aber warf alle Balkanpläne des Führers, wie Hitler offiziell genannt wurde, über den Haufen. Er mußte nun versuchen, das von seinem italienischen Bündnispartner Mussolini zerschlagene Porzellan zu kitten. Jugoslawien und die Türkei standen Gewehr bei Fuß, beobachteten die Entwicklung argwöhnisch. Bulgarien, das unter sowjetischem Druck stand, fürchtete ein Eingreifen der Türkei und versagte den Italienern Waffenhilfe.

Der griechische Diktator Metaxas forderte britische Hilfe für Griechenland und bekam sie auch. Was Hitler hatte vermeiden wollen, trat nun ein. Britische Truppen standen auf der Insel Kreta und in Attika. In Griechenland stationierte Bomber der Royal Air Force konnten die Ölfelder erreichen. Diese gefährliche Lage mußte so schnell wie möglich bereinigt werden, ehe größerer Schaden eintrat.

Als Antwort auf die britische Bedrohung des Balkans unterzeichnete Hitler die Weisung Nr. 20. Das Unternehmen „Marita“ sah die Inbesitznahme des gesamten griechischen Festlandes vor. Später, als schwere Niederlagen der Italiener eintraten, wurden Gebirgsjäger nach Albanien und ein Sperrverband nach Nordafrika geschickt, um die Ausgangslage für „Marita“ zu sichern.

Anfang Januar 1941 gab König Boris III. von Bulgarien seinen Widerstand gegen das Unternehmen „Marita“ auf. Ein paar Wochen später schlug General Antonescu einen Aufstand der faschistischen „Eisernen Garde“ nieder. Metaxas starb, und sein Nachfolger Korisis schloß sich enger an England an.

Der Angriff auf Griechenland wurde fest beschlossen. Die Briten sollten vom Balkan vertrieben werden. Um Jugoslawien unter Druck zu setzen, das zur alliierten Seite tendierte, aber noch neutral war, ließ Admiral Horthy, der Reichsverweser von Ungarn, starke Truppenverbände an der Grenze zu Jugoslawien aufmarschieren.

Am 27. März 1941 putschte General Simovic, setzte die Regierung in Belgrad ab, proklamierte Prinz Peter zum König von Jugoslawien. Jugoslawien war damit auf die andere Seite übergeschwenkt.

\*

Die Versammlung, die Oberleutnant Schmieder einberufen hatte, trug zwanglosen Charakter. Die Soldaten standen in Gruppen zusammen, erzählten, lachten und tranken einen Kaffee dabei.

Diese Zusammenkünfte fanden zwar noch regelmäßig statt, dienten aber mehr der Geselligkeit als einer militärischen Notwendigkeit. Es gab kaum etwas anzuordnen, alles lief seinen gewohnten Gang, war fast in Routine erstarrt. Nach Meinung der „Brandenburger“ hätte es auch ewig so bleiben können. Auf diese Art und Weise war der Krieg gut zu überstehen.

Das sollte aber ein Trugschluß sein, wie sich herausstellte, als Oberleutnant Schmieder zu sprechen begann: „Hört zu, Leute. Unsere Oberen haben sich wieder etwas ausgedacht, was ich euch schonend beibringen soll.“ Er machte eine kleine Pause und faßte *die* Männer näher ins Auge.

„Mann, der Chef will uns verschaukeln“, sagte Ziegler etwas despektierlich.

In den vergangenen Monaten war der Umgang ziemlich leger geworden. Schuld an dieser Entwicklung war die Art des Einsatzes, das Herumlaufen in Zivil, die kleinen persönlichen Freiheiten und die Lebensweise, die keine Ähnlichkeit mit dem normalen Dienst eines Soldaten hatte. Manche hatten fast das Leben eines Feudalherren geführt, um den Gegner über die eigene Person zu täuschen. Wie es schien, sollte das alles nun vorbei sein. Etwas beunruhigt warteten die Männer auf Schmieders nächste Worte.

„Nicht verschaukeln, Ziegler, sondern wieder an die Leine nehmen. Das schöne und sorglose Leben ist vorbei. Schließlich sind wir auch Soldaten, die bestimmte Pflichten zu erfüllen haben.“

„War ja auch nur ein Spaß, Herr Oberleutnant.“

„So habe ich es auch aufgefaßt, Ziegler. Morgen treffen auf dem Luftweg unsere Uniformen ein. Wir sind dann wieder anerkannte Kombattanten, wie alle anderen Kameraden. Drei Tage haben wir dann Zeit, unsere Zelte hier abzubauen, die Zivilsachen und persönlichen Gegenstände zu verpacken. Es wird dann alles im Sammeltransport nach Deutschland gebracht.“

„Und wohin werden wir gebracht, Herr Oberleutnant?“ wollte einer wissen.

„Sie werden zu einer Kampfgruppe zusammengestellt, die dann unter meiner Führung in die Nähe des Eisernen Tores verlegt wird und dort in Stellung geht.“

„Als Infanteristen?“

„Wie es scheint, ja! Es kommen dazu eine schwere und zwei leichte Fliegerabwehrkanonen sowie ein paar ortskundige Binnenschiffer der deutschen Reederei. - Hat noch jemand Fragen in dieser Hinsicht?“

Viele hatten Fragen, die Oberleutnant Schmieder so ausführlich wie möglich beantwortete. Es waren viele Dinge zu klären, und außerdem mußten die Männer die überraschende Wendung erst einmal verdauen und sich der neuen Lage anpassen.

Erst ziemlich spät gingen sie auseinander, suchten ihre immer noch verstreut liegenden Unterkünfte auf.

Feldwebel Gehrman und seine Gefährten kehrten noch nicht in ihre Pension zurück. Sie wollten die veränderte Situation bei einer Flasche Wein überdenken. Bald würden die ruhigen Tage vorbei sein, und man mußte die verbleibende Zeit gut nutzen. In Zivil war das noch möglich. Steckten sie erst einmal in Uniform, waren bestimmte Lokale tabu, galt wieder der Zapfenstreich.

„Gehen wir in die Stammkneipe?“

„Wohin denn sonst, Feldwebel!“ bekräftigte Burrer.

„Aber nicht verlauten lassen, daß wir schon fast bei der Abreise sind! Das darf kein Außenstehender wissen. Wie es scheint, geht es gegen Jugoslawien und Griechenland, und da brauchen unsere Vorbereitungen nicht gleich publik zu werden.“

Gehrman bog in eine andere Straße ein und beschleunigte seinen Schritt. Immer noch hatte er ein komisches Gefühl, wenn die Dunkelheit zwischen den Häuserreihen lastete, und er erwartete ständig einen Angriff aus dem Hinterhalt.

In der Stammkneipe fanden sie noch genügend Platz an einem Tisch in der Ecke. Ein Eckplatz war immer gut, da konnte man den ganzen Laden gut übersehen, wußte, was los war. Im Slalom wieselte ein Kellner heran, nahm die Bestellung entgegen. Schnell kam er mit einer Flasche Wein und Gläsern zurück.

„Wollen uns die Herren verlassen?“ Die Frage war harmlos gestellt aber die Augen des Mannes verrieten, daß er die Antwort schon kannte

„Wissen wir nicht“, entgegnete Gehrman abweisend und legte das Geld auf den Tisch. Der Kellner nahm es, stellte befriedigt fest, daß ein Trinkgeld dabei war und ließ die Runde allein.

„Da seht ihr, wie es geht. Diese Burschen sitzen an der Quelle und wissen immer, wie der Hase läuft“, sagte Majestorowitsch und schenkte ein

Der ersten Flasche folgte noch eine. Als die leer war, strebten die Männer der Unterkunft zu und gingen schlafen. Es sollte die letzte Nacht in Bukarest werden.

Sofort nach der Einkleidung am folgenden Tag mußten alle persönlichen Dinge verpackt und abgegeben werden. Bereits in den frühen Abendstunden waren die Trupps auf dem Weg zum Sammelpunkt und konnten am Morgen danach schon den neuen Einsatzort in Augenschein nehmen.

Das kleine Dorf hatte einen unaussprechbaren Namen, war nie in die Geschichte eingegangen und würde es auch in Zukunft nicht. Es lag günstig in der Nähe und etwas oberhalb des Eisernen Tores und war deshalb ausgewählt worden, rund fünfzig Soldaten Quartier zu geben.

Oberleutnant Schmieder richtete in einem größeren Bauernhof seinen Gefechtsstand ein. Feldwebel Gehrman und seine drei Männer wurden zum Kompanietrupp gemacht, der gleichzeitig eine kleine Einsatzreserve bildete. Er bekam ein leichtes Maschinengewehr zugewiesen. Die Fla-Kanonen (Fliegerabwehrkanonen) waren noch nicht eingetroffen, sollten aber schon auf dem Marsch sein.

Als erste Maßnahme erkundete Schmieder zusammen mit Gehrman das Gelände, während die anderen schon behelfsmäßige Stellungen anlegten. Unauffällig pirschten sich die beiden durch die Bewachung des Ufers, machten Skizzen, legten Stellungen und Kampfplätze fest. Besonders die Standorte der Kanonen wurden sorgfältig ausgewählt. Im Ernstfall würde von ihrer Wirkung viel abhängen.

Auf der anderen Seite der Donau lag Jugoslawien. Die beiden Männer warfen ab und zu einen Blick hinüber. Obwohl nichts zu sehen war hatte Schmieder ständig das Gefühl, beobachtet zu werden. Die Jugoslawen hatten auch allen Grund, ein bestimmtes Mißtrauen zu hegen. Es war ihnen sicherlich klar, daß die Deutschen zum Schlag gegen ihren Staat ausholten, und vielleicht hatten sie durch einen der vielen Agenten schon den Termin erfahren.

„Wir müssen so schnell wie möglich verteidigungsbereit sein. In dem Moment, wo ihr Land angegriffen wird, werden sie bestimmt versuchen hier eine Schweinerei anzuzetteln. Das muß uns zu erhöhter Wachsamkeit anspornen. Lassen Sie keine Nachlässigkeit in dieser Hinsicht durchgehen, Gehrman!“

„Ich werde Ihre Worte immer im Ohr haben, Herr Oberleutnant.“ Burrer bekam den frischen Wind zuerst zu spüren, noch in der gleichen Nacht.

Oberleutnant Schmieder roch schon den Tabaksrauch, ehe Burrer selbst ihn wahrnehmen konnte, der Wache in der behelfsmäßigen Stellung über dem Flußufer hatte. Der Oberleutnant war auf Kontrollgang, er wollte sich überzeugen, ob seine Befehle auch ausgeführt worden waren.

Der „Linguist“ verschluckte fast den zerbissenen Stumpfen, als der Offizier in die Stellung rutschte. Er hustete wie verrückt und konnte seine Meldung nicht vorbringen.

„Burrer, Sie sind wohl vollkommen verrückt geworden! Da drüben liegen unsere zukünftigen Gegner, belauschen und beobachten uns, und Sie qualmen einen Glimmstengel. Was soll ich nun mit Ihnen machen?“

„Ich habe keine Entschuldigung, Herr Oberleutnant“, stotterte Burrer. „Ich war so müde und wäre bald eingeschlafen. Deshalb habe ich ein paar Züge gemacht.“

Wortlos stapfte der Oberleutnant davon. Er war ärgerlich. Natürlich konnte er Burrer verstehen, aber als Vorgesetzter durfte er keine Zugeständnisse machen. Einen Denkkzettel mußte der Übeltäter jedoch verpaßt kriegen, schon wegen der Disziplin.

Die Laune des Oberleutnants wurde nicht besser, als er vom nächsten Posten nicht bemerkt und deshalb nicht angerufen wurde. Er nahm sich vor, am Morgen eine kräftige Belehrung vom Stapel zu lassen. Nach Rückkehr in den Gefechtsstand sank er müde auf seine Pritsche und schlief augenblicklich ein. Gehrman, der mit dem Oberleutnant in einem Raum hauste, hörte ihn nicht.

Burrer saß noch immer der Schreck in den Knochen. Mit sich selbst unzufrieden, blickte er zum Fluß. Zu sehen war nicht viel. Plötzlich brach der Mond durch ein Wolkenloch, geisterte bleich über das Wasser.

Wellenkräusel auf dem Wasserspiegel forderte Burrs ganze Aufmerksamkeit heraus. Er nahm das starke Fernglas zur Hand, stützte die Ellenbogen auf die Brustwehr und suchte das Wasser ab. Da entdeckte er das kleine Schlauchboot. Drei Schatten hockten darin, betätigten vorsichtig die Paddel, kamen dem Ufer langsam näher.

Der Mond verschwand erneut hinter einer großen Wolke, es wurde wieder dunkel. Nur noch schemenhaft war das Boot zu erkennen. Nach wenigen Sekunden entschwand es ganz den Blicken.

Burrer schob eine Leuchtpatrone in das Rohr der Signalpistole, spannte den Hahn und schoß den Leuchtsatz in den Himmel. Das flackernde weiße Licht tauchte die Umgebung und einen Teil des Stromes in diffuse Helligkeit.

Das Boot war verschwunden. Entweder lag es irgendwo im Ufergestrüpp in Deckung, oder es war mit der Strömung außer Sicht getrieben.

Eine zweite Leuchtkugel stieg in den Himmel. Auch von den anderen Postenstellungen stiegen welche hoch. Es war aber nichts mehr zu sehen.

Feldwebel Gehrman kam angerannt. Die Maschinenpistole in der rechten Hand, rutschte in die flache Stellung. „Was ist los, Karl?“

„Da war eben ein Boot auf dem Fluß. Als der Mond draußen war, konnte ich es genau sehen. Dann war es auf einmal verschwunden.“

„Bist du sicher?“

„Ganz sicher, Feldwebel. Sie können ja die anderen Posten fragen, die müßten auch etwas gesehen haben.“

„Werde ich tun. - Vielleicht waren es nur Fischer, die auf Nachtfang waren. Also, halt die Augen weiterhin offen, ich sehe mich mal um.“

Die Dunkelheit verschluckte den Feldwebel. Burrer richtete seine Aufmerksamkeit wieder auf die Umgebung seiner Postenstellung und auf den Fluß. Trotz aller Anstrengungen konnte er nichts entdecken.

Nach einem Blick auf seine Uhr stellte er erleichtert fest, daß es nur noch zehn Minuten bis zur Ablösung waren.

Ziegler sollte ihn um zwei Uhr ablösen. Als Feldwebel Gehrman zehn Minuten nach zwei zurückkam, schlummerte der „Schwaba“ immer noch friedlich. Er hatte die Wachablösung verschlafen. Der Feldwebel rüttelte ihn wach.

„Jetzt aber los, schon zehn Minuten über die Zeit!“ schimpfte er. „Wie konnte das passieren?“ brummte Ziegler, sprang vom Lager und schlüpfte in seine Sachen. Ohne ein weiteres Wort zu sagen, setzte er die Mütze auf, nahm seine Waffe und verließ die Unterkunft. Er stapfte den Weg zur Postenstellung entlang, rutschte hinein. „He, deine Ablösung ist da-! Los, wach auf!“

Burrer war nicht wieder eingeschlafen, er war tot. Der leblose Körper war an der Wand der Stellung herabgesunken.

Ziegler knipste seine Taschenlampe an, sah den Griff eines Messers zwischen den Schulterblättern stecken, sah das Blut, das einen großen dunklen Fleck in der Jacke gebildet hatte. Starr vor Schreck verharrte er einige Sekunden, lief dann zum nächsten Posten. „Ist hier alles in Ordnung?“

„Ja, warum?“

„Der Karl ist erstochen worden!“



„War also vorhin doch etwas los. Lauf zurück und melde den Vorfall, ich mache solange Pendelposten.“

Ziegler lief los, drehte dann aber plötzlich durch. Er verließ den Weg, der ins Dorf führte und rannte zum Flußufer. Dort nahm er das Gewehr von der Schulter, entscherte und schoß das ganze Magazin leer. Die Waffe hatte er dabei auf das jenseitige Ufer gerichtet.

„Kommt raus, ihr Schweine! Aus euren Löchern, ihr verdammten Mörder!“ schrie er, schob einen neuen Ladestreifen ins Magazin und schoß auch diesen leer.

„Bist du denn wahnsinnig?“ Der andere Posten stürzte sich auf Ziegler, entwand ihm die Waffe und schlug ihm mehrmals ins Gesicht.

Oberleutnant Schmieder und Feldwebel Gehrmann fuhren vom Lager hoch, als die Schüsse fielen. Sie waren sofort hellwach, zogen sich an, schnappten ihre Waffen und sausten los.

„Alarmieren Sie alle Leute und halten Sie diese abrufbereit hier am Gefechtsstand. Ich gehe vor und sehe, was los ist.“

Schmieder rannte zu den Postenstellungen in der Nähe des Flusses. Er sah die beiden dunklen Gestalten, die vom Flußufer kamen.

„Was ist denn mit euch los?“ rief Schmieder erbost. „Was ballert ihr denn in der Gegend herum?“

Der Posten machte eine kurze Meldung, erklärte den Vorfall, dann gingen sie zusammen zu dem Teil der Stellung, in dem Burrers Leiche lag. Ungläubig blickte Schmieder auf die leblose Gestalt.

„Bleiben Sie hier. Ich bringe Ziegler zurück und schicke einige Leute vor. Sie werden Burrer holen und den Posten hier übernehmen.“

Der Oberleutnant und der wie abwesend vor sich hinstarrende Ziegler gingen zum Dorf zurück.

Am Morgen wurden alle Männer eingesetzt, um weitere Postenstellungen und Kampfstände auszuheben, auszubauen und zu befestigen. Die Maschinengewehrstellung konnte sogar mit einem Drahthindernis geschützt werden. Den Stacheldraht dazu hatte man einem Bauern abgekauft.

Auf Schmieders Befehl sollten in der Dunkelheit die ausgewählten Postenstellungen mit zwei Männern besetzt werden. Aufgrund des nächtlichen Vorfalles machte der Oberleutnant den heimtückischen Angriff zum Gegenstand einer Belehrung. Burrers Tod hatte mit grausamer Deutlichkeit gezeigt, daß der Krieg an dieser Stelle in eine neue Phase getreten war und der Angriff auf Jugoslawien unmittelbar bevorstand.

Kurz vor Mittag trafen die Kanonen ein. Leutnant Kurz, der die Geschütze herangeführt hatte, war im Gegensatz zu seinem Namen lang und dünn wie eine Bohnenstange. Er meldete sich bei Schmieder, wurde dann von Gehrmann in die Lage eingewiesen und zu der Stelle gebracht, wo die Kanonen ihren Standort haben sollten.

„Können Sie mir noch einige Leute zur Verfügung stellen? Wenn ich zusätzlich zehn Männer hätte, wären die Geschütze bis zum Abend eingebaut. - Wissen Sie, wann es losgehen soll?“

„Nein, Herr Leutnant, den genauen Termin kenne ich nicht. Vielleicht weiß ihn der Oberleutnant“, erwiderte Gehrmann. „Ist auch egal. Auf jeden Fall will ich hier möglichst bald fertig werden.“

„In Ordnung, Herr Leutnant, Sie bekommen zehn Männer. Sie werden zwar fluchen, weil sie bereits den ganzen Tag geschaufelt haben, aber lassen Sie sich dadurch nicht aus der Ruhe bringen. Die Leute sind schon in Ordnung, auch wenn sie knurren. - Übrigens, der Chef möchte Sie um zwanzig Uhr in seiner Bleibe sehen. Bei einem kleinen Imbiß, den wir zur Verfügung stellen werden, möchte er Sie mit Ihren Aufgaben und vielen anderen Dingen vertraut machen. In der letzten Nacht wurde ein Posten hinterrücks erstochen. Wie es scheint, sind die Burschen von drüben über den Fluß gekommen. Es wurde ganz kurz ein Boot gesehen, sonst aber nichts. Ich schlage vor, daß Sie Ihre Leute entsprechend belehren und warnen.“

„Das werde ich tun.“

Der Leutnant trieb die Männer immer wieder zur Arbeit an, und am Abend waren die Kanonen tatsächlich eingebaut und ausreichend gesichert. Erdwälle schützten sie gegen eventuellen Beschuß.

Neben Doppelposten in den Stellungen pendelten Doppelstreifen durch den Verteidigungsbereich. Alle Posten wurden zu äußerster Wachsamkeit angehalten. Den Grund dafür erfuhr Leutnant Kurz, als er am Abend mit Oberleutnant Schmieder im Gefechtsstand saß.

„Ja, Herr Kurz, gehen Sie nicht schlafen, denn es ist soweit. In dieser Nacht überschreiten die deutschen Truppen die Grenze nach Jugoslawien. Als erster Schritt wird Belgrad von Kampfflugzeugen bombardiert. Daraus folgernd, müssen wir mit gegnerischer Tätigkeit an dieser Stelle rechnen. Wahrscheinlich noch in dieser Nacht.“

„Ist das sicher?“

„Ganz bestimmt. Aber noch nichts verlauten lassen, nur erhöhte Bereitschaft befehlen.“

„Werde ich tun, Herr Schmieder.“

„Gut! - Wir tun dasselbe.“

Majestorowitsch kehrte aus dem Dorf zurück. Auf Geheiß des Oberleutnants hatte er im Krämerladen zwei Flaschen Wein gekauft. Er stellte die Flaschen auf den Tisch, kramte zwei Gläser hervor, stellte sie dazu und verschwand dann wieder.

„Wissen Sie, Herr Kurz“, erklärte Oberleutnant Schmieder seinem Gast „für uns ist das alles hier etwas ungewohnt. Wir sind ja keine Infanteristen - das vergißt man manchmal - deshalb tun wir uns etwas schwer in dieser Lage.“

„Das kann ich mir vorstellen, Herr Oberleutnant. Ich hatte schon mal mit Ihrem Haufen zu tun. Das war in Holland, da war ich noch Fähnrich.“

„Hoffentlich haben Sie keine schlechten Erinnerungen“ meinte Feldwebel Gehrman.

„Ganz im Gegenteil. Ich bin froh, daß ich mit Ihnen hier in Stellung fiele.“ Leutnant schwieg abrupt, als draußen Schüsse

„Alarm!“ brüllte draußen einer.

Die Männer sprangen auf, griffen ihre Waffen, rannten nach draußen. Der Feldwebel löschte die beiden Kerzen auf dem Tisch und stürmte hinterher.

„Sie bleiben hier, Gehrman!“ befahl Schmieder. „Wecken Sie die - Nase er soll ebenfalls hier bleiben und aufpassen. Schicken Sie alle in die Alarmstellung. Ich bin draußen zu finden.“

Schmieder rannte Leutnant Kurz nach. Zwischen einzelnen Schüssen war seine Stimme zu hören.

In der Nähe des Flußufers stiegen Leuchtkugeln in den dunklen Nachthimmel, wiesen den Weg zur Stelle des Überfalls. Das Maschinengewehr begann zu hämmern. Schmieder hechtete in die Stellung, rappelte sich hoch.

„Was ist passiert?“ erkundigte sich der Oberleutnant. Der Maschinengewehrschütze machte eine Feuerpause - er konnte keinen Gegner mehr sehen - drehte kurz den Kopf, blickte dann wieder nach vorn. „Einige Gestalten tauchten urplötzlich auf und begannen zu feuern.“

„Die müssen oberhalb übergesetzt sein und kamen dann am Ufer bis hierher“, sagte der zweite Schütze.

„Da sind sie wieder“, zischte Schütze I und betätigte den Abzug. Sein Feuerstoß trieb den Gegner sofort in Deckung. Das flackernde Licht der Leuchtkugeln erhellte die Umgebung so gut, daß jede Bewegung erkannt werden konnte. Halbrechts bellte eine Maschinenpistole auf, die Geschosse prasselten in die Brustwehr der MG-Stellung und warfen Dreckbrocken auf.

„Verdammt - runter!“ schrie der Schütze, ließ die Waffe los, zog den Kopf ein.

Der Oberleutnant rutschte auf dem Bauch aus der Stellung, glitt etwas nach hinten, blickte in die Richtung, aus der die Schüsse gekommen waren.

Eine weitere Garbe fetzte in den Erdwall der Maschinengewehrstellung. Dieser Feuerstoß genügte, um Schmieder erkennen zu lassen, wo der feindliche Schütze lag. Er brachte seine Waffe in Anschlag, wartete bis er den Gegner sehen konnte und zog den Abzug durch. Drüben entstand Bewegung. Nur kurz war der flüchtende Schatten zu sehen, ehe ihn der Boden und die Dunkelheit verschluckte.

Der Oberleutnant richtete sich auf, blickte umher. Wie er sehen konnte, waren alle Stellungen besetzt. Ab und zu feuerten seine Männer auf irgendein Ziel.

Wie es schien, konnte es sich nur um eine kleine Gruppe handeln, die Unruhe stiften wollte. Eine gezielte Angriffshandlung war nicht zu erkennen. Schmieder sondierte die Lage, robbte zurück zur Maschinengewehrstellung.

„Haltet die Augen offen, laßt keinen von denen da drüben herankommen. Ich sammle einige Leute und werde die Burschen vertreiben. - Paßt auf, daß ihr uns dann nicht anschießt.“

„In Ordnung, Herr Oberleutnant.“

Von der Flak-Stellung her war die laute Stimme des Leutnants zu hören, der seinen Männern Befehle erteilte. Schmieder war sicher, daß Kurz die Lage meistern würde. Während er gebückt zum Gefechtsstand zurückrannte, setzte hinter ihm das Geschützfeuer ein.

„Stellen Sie mir schnell eine Gruppe von zehn Männern zusammen, Gehrman. Damit werden wir einen Stoßtrupp bilden.“

„Jawohl, Herr Oberleutnant.“

Innerhalb kurzer Zeit hatte der Feldwebel zehn erfahrene Soldaten zusammen. Dichtgedrängt stand die Gruppe im Schutz des Gebäudes.

„Die Männer sind bereit, Herr Oberleutnant“, meldete Gehrman.

„Gut! - Also, die Sache ist folgende: Eine kleine Gruppe Unbekannter greift unsere Stellung an. Im Augenblick liegen sie vor der Flak-Stellung. Wir werden sie von der Flanke her angreifen. Paßt aber auf, daß ihr nicht selbst aneinanderkommt bei dieser Dunkelheit. Leuchtkugeln verbreiten eben kein Sonnenlicht. Gehen wir!“

Schmieder rampte ein volles Magazin in seine Maschinenpistole, schob zwei Eierhandgranaten in die rechte Tasche seiner Uniformjacke. Ohne ein weiteres Wort ging er in Richtung Maschinengewehrstellung davon. Hinter ihm folgten die anderen.

Im Augenblick war alles ruhig, kein Schuß fiel. Vorsichtig suchten die Männer die Umgebung ab, fanden jedoch keine Spur vom Gegner. Es war, als hätte es ihn nie gegeben. Trotzdem lauerte der Feind irgendwo in der Finsternis. Erneut zerrissen Schüsse die stille Nacht. In das Geknatter der Handwaffen mischten sich die dumpfen Detonationen von Handgranaten. Das Aufblitzen der Mündungsfeuer wies den Weg. Die Flak-Stellung schien das Ziel des Gegners zu sein. „Alles mir folgen!“

Im Laufschrift führte der Oberleutnant die Männer im weiten Bogen in die Flanke des angreifenden Feindes. Durch Zuruf informierte er die Kanoniere und stieß dann sofort in die Seite des überraschten Gegners. Handgranaten und Maschinengewehrfeuer trieben ihn in die Flucht.

Im Licht der Leuchtkugeln waren die huschenden Gestalten erkennbar, die zum Fluß liefen, verfolgt vom Feuer der Verteidiger. Sie sprangen in die Boote, legten sich in die Ruder. Zwischen den einschlagenden Geschossen versuchten die Boote das jenseitige Ufer zu erreichen.

Leutnant Kurz gab einer 20-Millimeter-Kanone den Feuerbefehl. Die bellenden Abschüsse übertönten das Geknatter der Handwaffen. Um die drei Boote sprangen hohe Wasserfontänen auf und entzogen sie zeitweilig der Sicht. Als die Kanone schwieg, waren nur noch zwei Boote zu sehen. Eines mußte getroffen und zerstört worden sein.

„Feuer einstellen und Gelände absuchen. Einfache Gefechtsbeleuchtung fortsetzen.“

Die Leuchtkugeln wurden in solchen Abständen abgeschossen, daß immer eine in der Luft war und das Gelände ausreichend beleuchtete. Es war zwar kein besonders gutes Licht, aber es genügte, um die Umgebung zu erkennen.

Ein Jugoslawe in Zivil wurde gefunden. Er war verwundet und konnte nicht mehr laufen. Seine Kameraden hatten ihn offensichtlich nicht mitnehmen können. Nach der Versorgung durch den Sanitäter versuchte Schmieder, ihn über einen Dolmetscher auszufragen. Der Mann schwieg beharrlich. Daraufhin wurde er mit einem Fahrzeug zur Polizei in der nächsten Stadt gebracht.

„Das war eine Kostprobe von dem, was uns hier erwartet. Am Tage ist ein solcher Angriff leicht zu meistern, aber in der Nacht wird die Sache schon viel schwieriger“, sagte Schmieder.

„Wir haben Glück gehabt, Herr Oberleutnant“, meinte Gehrman. „Und keinen Verlust zu verzeichnen! Das ist die Hauptsache.“

Draußen wurden Schritte laut. Die Tür flog auf, ein keuchender Mann stolperte in den Raum. Es war ein Melder von der am Oberstrom postierten Feldwache.

„Was gibt's?“

Der Mann rang nach Luft, stotterte dann: „Kähne kommen... getrieben mit der Strömung... was sollen wir machen?“

„Das ist es, Gehrman, wie konnte ich das auch vergessen. Die lassen ein paar Schiffe mit Zement hinuntertreiben und versenken sie in der Fahrinne am Eisernen Tor. - Schicken Sie jeden Mann zum Flußufer. Ich bin erst einmal bei den Kanonen. Lassen Sie Leuchtmittel schießen, damit die Kanoniere die Ziele erkennen. Die Schiffe dürfen auf keinen Fall durchkommen!“

An den Melder gewandt, sagte der Oberleutnant: „Sie laufen zurück und überbringen meinen Befehl. Die Ziele sind mit allen Mitteln zu bekämpfen. Los, laufen Sie, wir haben keine Zeit zu verlieren!“

Schmieder rannte zu den Geschützstellungen. Gerade als er Leutnant Kurz die neue Lage erklärt hatte, fielen die ersten Schüsse. Der nach Oberstrom liegende Feldposten nahm die Kähne unter Feuer.

„Da, es geht schon los!“ bemerkte der Leutnant und befahl seine Kanoniere an die Geschütze. „Los, jetzt gilt's! Den Fluß herab treiben zwei feindliche Lastkähne auf uns zu. Laßt sie unter keinen Umständen vorbeil!“

Oberleutnant Schmieder stand neben der Flak und versuchte, etwas zu erkennen. „Hoffentlich klappt es mit der Beleuchtung“, murmelte er vor sich hin.

„Sagten Sie etwas, Herr Oberleutnant?“ wollte der Richtkanonier wissen.

„Nichts für Sie. - Achten Sie lieber auf Ihre Zieleinrichtung!“

Ein Maschinengewehr begann zu hämmern. Es lag etwa zweihundert Meter nach Oberstrom. Also mußten die Kähne schon auf diese Entfernung herangekommen sein.

Schmieder konnte nicht mehr warten. Er rannte zum Flußufer, das seine Männer inzwischen besetzt haben mußten.

„Los, macht ein Feuerwerk, damit die Kanoniere die Ziele sehen können, die sie abschießen sollen.“

Sekunden später zischte die erste Leuchtkugel in den nachtdunklen Himmel. Die nächste Serie trieb große Leuchtsätze nach oben, die dann langsam an kleinen Fallschirmen zur Erde schwebten. Das weiße Licht des brennenden Magnesiums lieferte eine gute Sicht.

„Da kommen sie!“ schrie Leutnant Kurz. „Feuer!“

Rings um die Kähne schlugen die Fla-Granaten ein. Das Feuer wurde von den Gegnern mit Maschinenpistolen und Maschinengewehren erwidert.

Der Richtkanonier am Geschütz fiel getroffen vom Sitz. Zwei Kameraden schleppten ihn in Deckung. Der Leutnant sprang auf den Richtschützensitz, richtete nach.

„Feuer!“

Einer der Kähne hatte ein Loch knapp über dem Wasserspiegel. Die vom Beschuß herrührenden Wellen schwappten hinein, aber die Wirkung blieb gleich Null.

„Unter die Wasserlinie anhalten!“ schrie Leutnant Kurz.

Die nächste Granate riß den Schiffskörper auf. Noch zwei weitere bohrten sich hinein. Das Wasser drang durch den riesigen Riß in das Innere, führte eine starke Schlagseite herbei. Kurz bevor der Schleppkahn unterging, sprangen einige Männer der Besatzung ins Wasser und versuchten, von dem sinkenden Schiff wegzuschwimmen.

Plötzlich tauchte ein bewaffnetes Motorboot auf. Im Kampflärm hatte es niemand herankommen hören. Mit äußerster Kraft rauschte es heran, beschoß mit der Bordkanone die Flak-Stellungen, ohne indes zu treffen.

„Nehmt das Motorboot unter Feuer“, wies Oberleutnant Schmieder seine Männer an. Er selbst verschoß ein ganzes Magazin auf das Ziel. Auch ein Maschinengewehr fiel ein.

Mitten im Feuerhagel versuchte die Besatzung, einige der im Wasser schwimmenden Besatzungsmitglieder aufzufischen.

„Die haben Schneid“, sagte Schmieder anerkennend.

Alle Kanonen konzentrierten ihr Feuer jetzt auf den zweiten Kahn, der schon mit leichter Schlagseite abtrieb.

„Bohrt das Ding doch endlich in den Grund!“ rief Schmieder nervös.

Wenig später rissen zwei Volltreffer der 8,8-cm-Kanone die ganze Seite des Schiffes auf. Der Kahn sank schnell ab, die Besatzung sprang ins Wasser.

Alle Waffen konzentrierten sich nun auf das Motorboot. Es versuchte zu flüchten, wurde aber von einem Volltreffer herumgeworfen, kenterte und sank sehr schnell. Ob sich die Besatzung retten konnte, war nicht festzustellen.

„Feuer einstellen!“ befahl Oberleutnant Schmieder. Erst Sekunden später fiel ihm auf, daß die Kanonen bereits schwiegen. Es gab keine Ziele mehr.

„Das hätten wir ja gerade noch geschafft“, sagte Schmieder fünf Minuten später zu Leutnant Kurz.

„Wahrscheinlich war das die erste Kampfhandlung des neuen Krieges im Südosten.“

Kurze Zeit später herrschte wieder Ruhe im Ort. Die Soldaten lagen in den Unterkünften und schliefen. Nur der Oberleutnant verspürte eine unerklärliche Unruhe in sich. Er stand auf, weckte Feldwebel Gehrman und ging mit ihm auf Postenkontrolle.

Draußen war alles still. Langsam schritten die beiden Männer die unbefestigte Dorfstraße entlang und wurden dabei von verschiedenen Posten angerufen. Sie gaben die Parole. In der Flak-Stellung hielt Schmieder kurz an und fragte den Doppelposten: „Etwas bemerkt?“

„Nein, Herr Oberleutnant“, kam die Antwort. „Die scheinen sich zurückgezogen zu haben.“

„Paßt trotzdem gut auf!“

Schmieder startete eine Weile in die Dunkelheit, lauschte auf jedes Geräusch. Dann ging er mit Gehrman zum Gefechtsstand zurück. Als der Feldwebel schon längst schlief, lag der Oberleutnant noch immer wach. Das merkwürdige Gefühl von vorhin quälte ihn noch immer.

Als draußen die ersten Schüsse fielen, schnellten die beiden Männer gleichzeitig vom Lager hoch, stülpten den Stahlhelm über und griffen nach ihren Waffen. Hastig stopfte Gehrman noch einige Magazine für seine Maschinenpistole hinter das Koppel, dann rannten sie los.

Zwischen den Stellungen war bereits eine größere Schießerei im Gange. Die Posten feuerten auf alles, was von außerhalb des Dorfes herankam, aber niemand wußte so recht, was eigentlich los war.

Auch bei der Flak-Stellung waren Schüsse zu hören. Der Gegner griff offensichtlich nicht in Formation an, sondern versuchte, sich im Einzelkampf mit Maschinenpistolen heranzuarbeiten.

Schmieder lief, immer die Häuser als Deckung benutzend, zum östlichen Ortsrand, wo der Kampflärm am stärksten zu sein schien. Keuchend sprang er in eine MG-Stellung und blickte über den Schutzwall.

Im Licht einiger Leuchtkugeln sah er Schatten näher kommen und wieder Deckung nehmen.

„Haltet sie nieder!“ brüllte er dem Schützen I ins Ohr und verließ die Stellung.

In der Zwischenzeit hatte sich der Feinddruck auf die Flak-Stellung verstärkt. Leutnant Kurz saß mit seinen Kanonieren in den Löchern und hielt mit kurzen Feuerstößen den Feind auf Distanz.

Trotz des Abwehrfeuers kamen die Angreifer aber immer näher heran.

Kurz entschloß sich, eine Signalkugel als Hilferuf abzufeuern. Lange konnte er sich gegen die Übermacht des Feindes nicht mehr halten. Es beunruhigte ihn auch, was mit den Feldposten geschehen sein mochte, die weiter draußen im Gelände gelegen hatten.

Den gleichen Gedanken hatte Oberleutnant Schmieder. Diese Feldposten waren ja praktisch abgeschnitten, konnten nicht zurückkehren.

„Vertrauen Sie auf ihren gesunden Menschenverstand, Herr Oberleutnant“, sagte Gehrman. „Wenn sie nicht überrumpelt wurden, halten sie bestimmt still, bis der Zauber vorbei ist.“

Das Leuchtzeichen bei der Flak-Stellung verlangte Unterstützung.  
„Da haben wir den Salat. Leutnant Kurz braucht Hilfe. Wie viele Männer haben Sie hier, Gehrman?“  
„Mit mir sind es fünf, Herr Oberleutnant.“  
„Schnappt euch so viel Munition wie möglich und versucht hinzukommen. Wir halten hier die Stellung.“  
„Wir sind soweit, Herr Oberleutnant!“  
„Mit allen Waffen Feuerschutz geben!“ schrie der Oberleutnant.  
Schlagartig verstärkte sich das Feuer der Verteidiger, zwang den Feind in Deckung und ermöglichte es Gehrman und seinem Trupp, das Dorf zu verlassen. Tief gebückt liefen sie auf die Flak-Stellung zu, schossen dabei auf alles, was sich bewegte.  
„Aufpassen, Herr Leutnant, wir kommen!“ brüllte Gehrman. Schließlich wollte er nicht von eigenen Kameraden angeschossen werden.  
„Wir wissen Bescheid und warten auf euch!“ war die Stimme des Leutnants zu hören.  
Dann war es geschafft. Nach Atem ringend, sprangen die Männer in die Stellung, ließen sich zu Boden fallen und blieben erschöpft liegen. Nach einer kleinen Ruhepause gliederte Kurz die Männer in die Verteidigung ein. Es gelang, den Feind aufzuhalten.  
Plötzlich ließ das Feuer nach. Hier und da fielen noch einige Schüsse, dann trat Ruhe ein. Überrascht sahen sich die Männer an.  
Der Kampf war zu Ende. Das erwachende Frühlicht hatte den Gegner offenbar bewogen, das Gefecht abubrechen und sich zurückzuziehen.  
Der Morgen des 6. April 1941 stieg herauf - der erste Tag des Krieges gegen Jugoslawien.

ENDE

***Titelbild: Zerstörte sowjetische Kampfwagen***